INHALTSVERZEICHNIS

»Wendepunkte«		1
Vorwort von Eva Maria Kaufmann und Christoph Peters		2
Dorothea Kaiser	B-Seite	4
Ksenia Gorbunova	Schnybzoid. Prolog	11
Dilop	Der Antrag	16
Jan-Moritz Hanisch		25
Carina Knobloch		29
Johannes Hofmann	Die Erzählerin	35
Annegret Liepold	Nebel. Langeweile. Ankunft	40
Florian Kurz		54
Philipp Neudert	Der Himmel über Sylt	62
Johannes Pitroff	Die Verwandlung	70
Johanna Schirmer	Landpartie	74
Albert Zeller	Das Liebesleben der rechten Hand	84
Texte aus der Werkstatt		63

»Stadt, Land, Fluss« 107

Vorwort von Sandra Hoffmann und Tom Müller 108

Amelie Auer Eine Rolle spielen 111

Eva Maria Schreiner Kaulmann 117

Christina Weidl Stadt der Perlen 129

Julia Wehrmann Hundstage 136

Ulrike Niemann Im Dunkeln 143

Helene Köck Mein rechter Platz 151

Philipp Schlüter Sirene 156

Helena Ressel Einstein 167

Anja Seemann T wie Timokles, M wie Regenwolken 174

Sarah Stanojevic Einwegrasierer verkaufen in La Paz 181

Oliver Urbanke Mathilda 189

Texte aus der Werkstatt 198

Impressum 224

»WENDEPUNKTE«

EIN SEMINAR MIT EVA-MARIA KAUFMANN UND

CHRISTOPH PETERSEN

Vorwort

Kann man Schreiben lernen?

Die Frage spukt schon so lange durch die öffentlichen Diskussionen wie es Schreibseminare und -werkstätten gibt. Unabhängig davon zu welcher Antwort man neigt: Man kann es ohne Zweifel üben und man kann über das Geschriebene sprechen. Am besten spricht es sich darüber mit anderen, die ebenfalls schreiben oder die Entstehung von Texten professionell begleiten, denn sie kennen die Schwierigkeiten und teilen die Hoffnung, die dem Schreiben zugrunde liegt: Der Hoffnung, etwas auszudrücken, das nur mit den Mitteln der Literatur zum Ausdruck gebracht werden kann. Oft beginnt diese Suche nach den richtigen Wörtern und Sätzen unsicher und verschämt im stillen Kämmerlein. Die Scheu, den eigenen Text in seiner Angreifbarkeit und damit immer auch sich selbst Anderen zu zeigen, nimmt ab, wenn diese Anderen gleichzeitig den selben Schritt wagen. Beim Sprechen über Texte, ganz gleich ob es die eigenen oder die der Anderen sind, wird man sich dann zunehmend bewusster, sowohl dessen, was man selber will oder nicht will, als auch der Grenzen und Möglichkeiten der Sprache.
Unsere Absicht war es, das Seminar einerseits zu einem geschützten Übungsraum zu machen, in dem sich alle der Zerbrechlichkeit dieser ersten Versuche bewusst sind und entsprechend respektvoll miteinander umgehen. Daneben sollte aber immer auch unvoreingenommen

kritisch gefragt werden: Drückt der Text aus, was er zum Ausdruck bringen will, und wenn nicht, wie lässt es sich erreichen, ohne dass der ursprüngliche Impuls verloren geht?
Auf dieser Grundlage hatten wir drei sehr spannende und intensive Wochenenden. Jetzt stehen hier Texte, die selbst-bewusst im doppelten Sinn des Wortes an die Öffentlichkeit treten. Wir sind froh und dankbar, dass wir dabei sein dürfen und zuversichtlich, dass es weiter geht, denn Ihr habt noch so viel zu erzählen – davon sind wir überzeugt!

Eva-Maria Kaufmann & Christoph Peters

Dorothea Kaiser

B-Seite

Ich weiß, du existierst nicht. Zumindest sagt der Test, dass du nicht existierst. Überzeugt bin ich nicht. Ich wollte dich nicht. Ich habe dich nie gewollt. Und ich will dich auch jetzt nicht. Wie oft habe ich mich sagen hören, wenn ich einmal schwanger werden sollte, dann muss es ein Versehen gewesen sein. Ein Unfall. Du wärest mein Unfall-Baby. Du *bist* mein Unfall-Baby. An dich zu denken, macht dich real. Selbst wenn du nicht existieren solltest, schwebst du wie ein Beil tagtäglich über meinem Kopf. Wie eine dunkle Wolke. Ein schlechtes Omen. Und du lauerst. Du wartest ab, geduldig, perfide. Du wartest auf deinen Moment, den Moment, in dem du aus meinem Leben dein Leben machst. Wenn mein Atem nicht nur mehr meine, sondern auch deine Existenzgrundlage bildet. Wenn die Erde sich nicht mehr im Takt meines Herzschlags dreht, sondern die Welt ausschließlich verzückt dem Flattern deiner Miniatur-Pumpe lauscht. Ich bin egozentrisch. Das ertrage ich nicht. Dich ertrage ich nicht. Es ist mein Platz in der Welt, um den es hier geht. Ich habe ihn mir hart erkämpft, ich kämpfe jeden Tag dafür – ich kann ihn nicht teilen. Versteh mich nicht falsch. Ich habe Geschwister. Ich weiß, wie man teilt. Aber ich will nicht. Es ist eine Sache, meinen Körper zu teilen. Temporär. Für eine Weile. Für neun Monate. Oder für eine Nacht. Aber verlange nicht von mir, mein Leben zu teilen. Es ist das einzige, was ich wirklich besitze, das einzige von Wert. Ich müsste dankbarer sein. Hätte meine Mutter eben dieses Opfer nicht auf sich gebracht, wäre ich heute

nicht hier. Aber das war ihre Entscheidung. Nicht meine. Es ist nicht deine Schuld. Dass es mir schwer fällt, meine Gedanken zu ordnen. Dass ich über dich spotte. Dass ich dich verurteile. Du warst ein Schatten, ein Gedankenkonstrukt, aber jetzt bist du hier, und du machst mir Angst. Ich will dich nicht. Du bist ein Teil von mir. Ob du jetzt *bist* oder nicht, du gehörst zu mir. Du *gehörst* mir. Aber ich kann dich nicht kontrollieren. Ich kann nicht einmal die Idee von dir kontrollieren. Du rinnst mir durch die Finger wie Sand. Versuche ich dich abzuschütteln, bleibst du an meinen verschwitzten Händen kleben, versuche ich dich zu greifen, entgleitest und verformst du dich unentwegt. Alles ist anders. Oder bin ich anders? Ich kann sie nicht mehr sehen. Diese Blicke. *Du wirst auch nicht mehr jünger. Solltest du nicht langsam über Kinder nachdenken? Du willst doch sicher eine Familie gründen.* Wieso meinen alle immer besser zu wissen, was ich will? Das ist doch nur ein mäßig verschleierter Versuch, mir vorzuschreiben, was ich zu wollen habe. Wieso ist euch das so wichtig? Wieso interessiert euch das? Bin ich ein verwundetes Tier, dessen langsam herunter tropfendes Blut die Hyänen anlockt? Die sich auf mich stürzen mit ihren Lebensvorstellungen, ihren Versicherungen und Bausparverträgen? Mit der Kinderkleidung irgendwelcher Großverwandten, deren Namen ich mir nicht einmal merken könnte, wenn ich so tun würde, als würden sie mich interessieren? Sie spüren es. Sie riechen es. Dieses Gefühl der Unbestimmtheit, das mich befallen hat wie eine parasitäre Lebensform. Die schleichende, nagende Gewissheit, dass ich selbst nicht weiß, was ich will. Ich will meine Ruhe. Ich will Selbstbestimmung. Ich will Erfolg. Ich will *dich* nicht. Ich wollte deinen Vater. Es widerstrebt mir, dieses Wort zu benutzen. Ich weiß ja nicht mal, ob du

existierst. Aber allein bei dem Gedanken, den Ausdruck »Erzeuger« zu verwenden, wird mir schlecht. So war es nicht. Wir waren nicht darauf bedacht, bewusst etwas zu erschaffen. Du schwebtest nicht in unseren Köpfen wie eine Idee, die wir unbedingt aus dem Reich der Phantasie in die Realität verfrachten wollten. Wir haben nicht an dich gedacht. Du warst einfach nicht da. Es hat dich nicht gegeben. Da war er. Da war ich. Da war kein Platz für dich. Kein Millimeter. Nicht einmal der Ansatz eines Hauches von Platz. Und wenn, dann hätte ich ihn für mich beansprucht. Den Platz und den Mann. Du kannst dir nicht vorstellen, wie schwierig es ist, jemanden zu finden, den du mögen kannst, der dir das Gefühl gibt, er würde dich auch mögen. Ein bisschen zumindest. Ich spreche nicht von Vertrauen. Vertrauen und Sympathie sind zwei völlig verschiedene Sachen. Du bist mir nicht unsympathisch. Seien wir ehrlich, ich kenne dich ja noch nicht einmal, und so oberflächlich bin ich auch nicht, dass ich von vorneherein sagen könnte oder würde, »ich mag dich nicht«. Vielleicht mag ich dich ja. Du bist ein Teil von mir, und es hat ein paar Jahre gedauert, aber schließlich habe ich es doch geschafft, mit mir selbst zu leben, mit mir selbst auszukommen, mich selbst zu respektieren. Die meiste Zeit jedenfalls. Vielleicht könnte ich es sogar schaffen, mit dir zu leben, mit dir auszukommen, dich zu respektieren. Aber ich will nicht. Ich setze mein Vertrauen nicht in eine tickende Zeitbombe. Nein, Zeitbombe ist der falsche Ausdruck. Eher Zeitfresser. Ein manischer Zeitfresser, der darauf aus ist, sich von dem undurchsichtigen Kontingent, das mir an Zeit auf diesem Planeten gegeben ist, zu ernähren. Ich habe so viel vor. Ich habe Träume, Ziele, Wünsche. Die kann ich dir nicht anvertrauen. Du würdest sie zerquetschen, mit deinen

kleinen, wabbeligen Fingerchen. Du würdest sie zerquetschen und es nicht einmal bemerken. Vielleicht mag ich dich. Vielleicht mag ich dich sogar sehr. Aber vertrauen tue ich dir nicht. Ich weiß, ja, ich *weiß*, wenn ich dir einen Finger anbiete, wirst du mein ganzes ICH beanspruchen. Es liegt in deiner Natur. Es ist ein einprogrammiertes Wissen, sorgfältig in den Genen verpackt, mit denen ich dich ausstatten würde. Du kannst mir nichts vormachen. Ich spüre deinen vorwurfsvollen Blick. Du verurteilst mich. So wie mich die ganze Menschheit für meine Gedanken verurteilen würde. Manchmal weiß ich nicht, ob mein Schädel dazu da ist, mich vor den Gedanken meiner Mitmenschen zu beschützen, oder eher andersherum. Ich fühle mich sicher in meinem Kopf. Mein Bewusstsein ist meine Spielwiese. Natürlich, in meinem Unterbewusstsein traue nicht einmal ich mich ohne Taschenlampe herumzuspazieren, aber trotzdem gehört es mir. Und was auch immer für schauerliche Gestalten, Ideen und Abgründe dort in den zwielichtigen Schatten darauf warten, dass mein Bewusstsein müde wird, weiß ich letztendlich doch, dass sie mir nichts tun werden. Ich bin ihre Mutter… Die Ironie an dieser Stelle entgeht mir nicht. Und dir sicher auch nicht. Du bist nicht dumm. Im Gegenteil. Du hast mich durchschaut. Du lässt mich im Zweifel darüber, ob du dich in meinem Körper eingenistet hast. Du hast abgewartet, bis meine Gedanken zerstreut waren, überall in meinem Körper verteilt, wie eine kopflose Armee kleiner Zinnsoldaten, die ohne den richtigen Befehl, ohne irgendeinen Befehl, nur verwirrt umherirren kann. Sie rauschen durch meine Venen, sie rasseln in meinem Atem, aber sie finden den Weg zurück in ihr Hoheitsgebiet nicht. Du hast gewartet, bis mein Schutzschild heruntergefahren war. Und dann hast du dich in meinen Kopf

geschlichen. Hier bist du. Wir stehen uns gegenüber. Wir sind ebenbürtig. Und ich kann dich nicht dafür hassen, denn du bist hier. Du bist in meinem Kopf. Und ich kann dich nicht hassen, denn du bist Teil meines Kopfes, du bist in meinem Kopf entstanden. Wenn ich anfange, einen Teil meiner Gedanken zu hassen, wo höre ich auf? Du bist klug. Du bist so viel klüger als ich. Du hast mich in deiner Gewalt. Und du weißt es. Du kannst dir das Schweigen erlauben, du brauchst keine Worte. Ich spreche für uns beide. Oder spreche ich nur für dich? Wo höre ich auf, wo fängst du an? Habe ich überhaupt eine Wahl? Existierst du, weil ich existiere? Unabhängig davon, ob in mir zwei Herzen schlagen, oder ob wir uns eines teilen? Du bist brillant. Du lässt mich zweifeln, wo der Zweifel am gefährlichsten ist. Wo ist die Einfachheit hin? Alles ist anders. Nein. Ich bin anders. Du veränderst mich. Du sitzt in meinem Kopf. Auf einem dunkelblauen Teppichboden. Um dich herum stapeln sich metallene Aktenschränke in schwindelnde Höhen. Du reckst den Kopf nach oben, aber du kannst die Decke nicht ausmachen. Da ist eine große, wabernde Wolke. Sie ist dunkel, fast schon bedrohlich, aber manchmal züngelt der ein oder andere Gedankenblitz durch die dicken Schwaden und lässt ein Meer aus Schatten durch den Raum tanzen. Es ist schön. Es ist besonders. Es ist *meins*. Etwas explodiert über deinem Kopf, und bunter Staub rieselt herab. Er funkelt und er kitzelt in deiner Nase. Die Wolke macht Geräusche. Sie singt oder sie summt. Sie spricht. Sie denkt. Sie pulsiert. Wenn ich traurig bin, weint sie. Dicke Tränen tropfen aus dem unförmigen Gebilde, kullern bedächtig an den metallenen Aktenschränken herab. Eine kleine Ewigkeit lang. Wir beobachten ihren Weg. Du und ich. Sie folgen einem vorgezeichneten Pfad, einem Pfad der

sich in die Schränke hineingebrannt hat. Dem Pfad ihrer Vorgänger. Die Tränen versickern im dunkelblauen Teppichboden. Sie wimmern und verschwinden. Und plötzlich wird dir klar, warum der Teppich blau ist. Es waren blaue Tränen, die ihn gefärbt haben. Mit deiner kleinen Hand fährst du über den Boden. Aber er ist trocken. Fast schon warm. Ich spüre deine Skepsis. Es ist mir egal, ob es dir hier gefällt oder nicht. Es ist mein Kopf. Du magst dich hineingeschlichen haben, aber er gehört immer noch mir. Ich werde ja auch nicht an der Einrichtung deines Kopfes herummeckern. Also spar dir deine nonverbalen Kommentare. Ich *würde* ja auch nicht an der Einrichtung deines Kopfes herummeckern. Wenn es dir hier nicht gefällt, kannst du ja gehen. Aber du bleibst. Du machst es dir gemütlich. In deinen Augen sehe ich, dass du dir bereits einen Schrank ausgesucht hast. Könntest du schreiben, du hättest deine Akte längst verfasst. Ich blicke in deine Augen und ich sehe meine Augen. Ich habe Angst. Ich *bitte* dich zu gehen. Aber es gibt keinen Ausgang. Keinen Ausweg. Das weiß ich, das weißt du. Ich *wage* es nicht, dich in mein Unterbewusstsein zu verbannen. Zu all den schauerlichen Gestalten, Ideen und Abgründen, die dort in den zwielichtigen Schatten lauern. Ich *kann* dich nicht mit ihnen alleine lassen. Du würdest ihnen Angst machen. So wie du mir Angst machst. *Wo bin ich?* Du verbrauchst so viel Platz, so viel Energie, so viel Kapazität. Und du bist nur ein Gedanke von vielen. Ich kann nicht aufgeben. Ich kann *mich* nicht aufgeben. Warum zwingst du mich? Warum versuchst du, mich zu zwingen? Diese Welt ist nicht, was du denkst. Es ist nicht deine Welt, es ist eine Welt. Eine Welt, die dich hin und her schubst, an dir zerrt, dich Dinge glauben macht, dich Dinge hoffen lässt, nur um Hoffnung und Glauben im nächsten

Moment zu zerschmettern. Willst du das? Ist es dir das wert? Ich liebe das Leben. Ich liebe *mein* Leben. Jetzt. Ich könnte dich lieben. Ich habe deinen Vater, nein, ich habe diesen Mann gemocht. Aber dich könnte ich lieben. Aber mein Leben? Wenn ich dich liebe, kann ich dann mein Leben noch lieben? Kann ich dann *mich* noch lieben? Das Herz ist kleiner, als wir es uns einreden. Und dass Multitasking rein logisch betrachtet nicht funktionieren kann, sollte mittlerweile jedem klar sein. Du bist hier. Du bist immer noch hier. Du hältst dich fest, du klammerst dich fest. Und du buhlst nicht um meine Zuneigung. Du bist erstaunlich. Du bist hartnäckig. Du bist ich und irgendwie nicht. Du bist anders. Du bist ein Unfall. Und ich weiß immer noch nicht, ob du überhaupt existierst. Ich *will* dich nicht. Ich *will*, dass ich dich nicht will. Ich will Veränderung, ich brauche Veränderung, ich lebe durch Veränderung, aber ich will *diese* nicht. Ich weiß nicht, ob ich mit *dieser* leben kann. Ob ich mit dir leben kann. Ob *du* mit mir leben kannst. Was ist, wenn du mich nicht magst? Wenn du nicht mit mir auskommst? Wenn du mich nicht respektierst? Ich mache mir Angst. *Wo bin ich?* Das bin nicht ich. Hast du mich verdrängt? Oder verändert? Und wenn ja, warum? Ich war glücklich. Ich konnte glücklich sein. Ich kann glücklich sein. *Etwas explodiert.* Du machst mir Angst. Man sagt, Kinder seien die Hoffnung. Warum machst du mir Angst? *Woher kommst du?* Du bist ich. Bin ich die Angst? Du warst immer da, aber jetzt bist du hier. *Wir sind anders.* Wir sind ein *wir*. Und du bleibst. Ob in meinem Kopf oder in meinem Körper. Du bleibst. Und ich drehe die Kassette um und drücke auf *play*.

Ksenia Gorbunova

Schnybzoid
Prolog

Als die Albatrosse von der Weide zurückgelaufen kamen, brausten schon die ersten Böen über die aufgeblühten Mohnfelder. Haarige Schalen fielen von den Blumen und verfingen sich im Gefieder der Vögel. Die Tiere kamen nur langsam voran. Sie mussten oft anhalten, um ihr Federkleid zu säubern.

Maya stand am Anfang des Feldweges und schirmte sich die Augen gegen den Staub ab. Sie versuchte zu erkennen, warum die Vögel nicht flogen, ob sie gingen, weil sie den Wind fürchteten oder weil ihnen die Kinder aus der benachbarten Siedlung wieder Konservendosen an die Füße gebunden hatten. Die Konservendosen füllten die Kinder mit Kieseln, die sie von den aufgegebenen Hochhausbaustellen einsammelten. Die abgeholzten Erdflächen zwischen den Siedlungen, die nun zu einem Friedhof der Hausskelette heruntergekommen waren, waren eine Fundgrube für kostenloses Material für Kinderstreiche. Mayas Mutter hatte sich immer beklagt, das Land müsste doch für irgendetwas anderes gut sein. Tatsächlich fanden die Betonklötze noch anderweitige Verwendung: durch Selbstmörderinnen und durch Fotografen. Letztere kamen, um Aufnahmen von beleibten Männern in teurer Kleidung mit dem Mohn und den grasenden Albatrossen im Hintergrund zu machen. Manchmal, wenn die Fotografen und ihre Mitarbeiter in den Kutschen vorfuhren, warfen sie den Siedlungskindern Geldmünzen und Lakritzstangen hin. An der Lakritze haftete dann der Staub der Feldwege

und man durfte sie nicht essen. An die Kinder, die das mütterliche Verbot übergangen hatten, erinnerten die Grabstätten am Wegesrand.
Maya dachte sich, dass sie die Konservendosen hätte hören müssen. Der Wind blies allerdings nicht in ihre Richtung und hatte den Lärm womöglich weggetragen. Die Windstärke nahm zu. Die Böen schoben Maya zu den Vögeln und drängten die Vögel von Maya weg. Das Alphaweibchen organisierte ihren Schwarm zu Ketten, die Albatrosse schlangen ihre Flügel ineinander. Die Jungtiere hatten den Frühling über nicht an Gewicht zugenommen, deshalb wurden sie in die Kettenmitte gezwängt. Maya winkte den Albatrossen zu, sie sollten sich beeilen. Das Alphaweibchen winkte zurück, schneller wurden die Vögel jedoch nicht. Maya wünschte sich fast, die Albatrosse würden von Konservendosen am Boden gehalten. Der Streich wäre den Vögeln in Anbetracht des aufkommenden Sturms eine Hilfe gewesen.
Als das Warnsignal auf dem Turm im Norden durchgegeben worden war, hatte sich Mayas Tante am Waschstein aufgebaut, nach draußen gespäht und sich gewundert, dass die Tiere noch nicht vom Grasen zurückgekehrt waren. Schließlich müssten sie den Wetterumschwung eher fühlen als die Menschen. Maya hatte erwidert, dass die Vögel genau deswegen dann zurückkehren würden, wenn es an der Zeit wäre.
Mayas Überzeugung verschwand spätestens, als sie sah, wie die ersten Albatrosse den Halt ihrer Artgenossen verloren, vom Sturm über die Felder geschleppt und an den Wegsteinen zu Tode geschlagen wurden. Maya verknotete den Saum ihres Kleides zwischen den Knöcheln, damit sie den im Wind peitschenden Rock nicht mehr herunterhalten musste und setzte

vorsichtig einen Fuß auf den Feldweg. Da wechselten die Böen die Richtung, und die Vögel kullerten über den Außenhof, schmissen Maya um und donnerten gegen die Fassade des Hauses. Zwischen den Fensterrahmen leuchteten Kameralinsen aus den Gehäusemänteln hervor, und dahinter erkannte Maya vage die mit himbeerfarbenem Samt umspannten, hochgestreckten Gesäße der Fotografen. Offensichtlich hatten sie in der Nähe gearbeitet und Zuflucht in dem Haus gesucht. Maya rappelte sich auf, löste den Knoten in ihrem Rocksaum und versteckte die Küken darunter, um sie vor dem Wind zu schützen. Sie hob eines von ihnen am Schnabel auf die Arme und überprüfte seine Füße. Keine Konservendosen, nur trockene, blutige Schwimmhäute. Der Vogel drückte seine langen Schwingen instinktiv an den Körper, damit Maya ihn besser umfassen konnte. Sein Herz schlug so stark, dass Mayas Armmuskeln von den Vibrationen schnell müde wurden und sie ihn fast fallen gelassen hätte, als sie die Haustür erreichte. Die Albatrosse hatten sich an der Hauswand entlang aufgestellt und warteten auf Einlass. Mayas Tante öffnete die Tür. Sie hatte sich einen Schleier um das Gesicht gelegt, um so wenig Wegstaub wie möglich zu schlucken.

Nachdem Maya und die Albatrosse in den Vorraum des Hauses eingetreten waren, beobachtete sie, wie die Vögel unter klagenden Krächzern die Flügel aufspannten, die zerrissene Haut darunter entblößten und sich gegenseitig mit Speichel die wunden Stellen reinigten. Vier Küken fielen durch ihre Lebhaftigkeit auf. Ihre Nasenlöcher hatte der Staub nicht verstopft und ihre Flanken nicht aufgekratzt. Sie torkelten verständnislos zwischen ihren Artgenossen umher und zirpten. Man reagierte auf ihre Munterkeit mit Unmut und

entnervtem Zischen. Nach und nach drängte man sie drohend in die Mitte eines sich bildenden Kreises aus empörten Albatrossen, die sich aufgeplustert hatten und womöglich die Jungvögel zerrissen hätten, wäre Maya nicht dazwischen gegangen.

Maya war ein Mohnkind. Sie war geboren worden, nachdem die Frauen ihrer Familie in die Gegend versetzt worden waren und die Feldaufsicht übernommen hatten. Der Staub der Feldwege hatte Maya bereits im Mutterleib genährt und sich später mit der Muttermilch vermengt. Er hatte Maya zu einem Teil von sich gemacht und schien ihr nicht zu schaden, doch ihre Verwandten befürchteten, dass der Staub in ihrem Blut sie langsam von innen auszehren würde.
Zwei Vollmonde vor dem Sturm waren Fremde auf ihren Hof gekommen, zwei Männer und eine Frau. Sie hatten den Sturm prophezeit und behauptet, dass Maya nicht krank, sondern als Einzige kerngesund sei. Sie sagten, dass alle Orte wie ein Organismus funktionierten, in dem die Lebewesen existierten wie Bakterien im menschlichen Körper. Und genau wie der menschliche Körper Viren und schädliche Bakterien verstoßen könne, suchten auch die Orte sich Lebewesen aus, die ihrem Fortbestand gut taten, und verstießen die, die ihnen schaden würden. Damit die Orte Lebewesen nicht als Fremdkörper wahrnahmen, hatte jedes von ihnen kleine Partikel in den Zellen, die Schnybzen genannt wurden. Wenn diese Schnybzen einwandfrei funktionierten, nahmen die Orte einen an und man war in der Lage, sich an fast alle natürlichen Lebensbedingungen anzupassen. Solches Glück wurde nur wenigen zuteil,

Maya zum Beispiel. Die Schnybzen der meisten Lebewesen funktionierten hingegen nur in einem bestimmten Spektrum, weshalb ihre Körper öfter krank wurden und anfälliger für jegliche Veränderungen der Umweltverhältnisse waren. Die Fremden sagten, dass es bald für solche wie Maya gefährlich in ihrer Gesellschaft werden könne, dass Menschen wie sie an anderen Orten schon deportiert worden seien, darum dürfe niemand erfahren, was die Fremden ihnen über Schnybzen erzählt hätten. Die Fremden nahmen Samen vom Eismohn mit, der im Winter blühte, und ließen dafür Ampullen mit einer milchigen Flüssigkeit zurück. Mayas Großmutter meinte, schon einmal etwas von den eigenartigen Schnybzen gehört zu haben. Mayas Mutter tippte sich mit dem Zeigefinger an die Schläfe und gab damit deutlich zu verstehen, welche Meinung alle von den Fremden zu haben hatten. Doch die Prophezeiung des Sturms, die die Fremden ausgesprochen hatten, hatte sich bewahrheitet.

dilop

Der Antrag

Kapitel eins: Deutsch werden oder wie man auf der Straße landet

Hab paar Zeilen geschrieben, aber bin noch nicht so zufrieden damit. Shit, schon wieder n Tippfehler, Legastheniker mit ie oder nem h weniger? Egal, nehms raus, hab jetzt auch kein Kopf dafür. Später setzt ich mich dann hin und schreib weiter. Entschuldigung! Darf ich mal bitte? Verfickt nochmal, warum muss jeder Arsch sich morgens früh um halb acht in enge Jeans und dann in die S-Bahn zwängen?! Ich brauch Platz. Nicht zum Sitzen aber zum Atmen. Und nicht um deinen Mundgeruch im Gesicht zu haben. Wieso läuft bei dir denn in der Glotze den ganzen Tag Werbung von OralB, kannst du keine Zeichen lesen? Sign language. Nee, das war jetzt n Tacken zu viel. Schließ die Augen. Atme NICHT tief durch und versuch dich NICHT zu bewegen. Fünf Minuten später steige ich mit ner Horde Reingeschmeckter, die sonst wo dazu gekommen sind, in Stuttgart Mitte aus. Jetzt heißt es, sich weiter höflich aneinander vorbei drängeln und so tun als hätte man auch nette Gedanken dabei. Ich wette mit dir, jeder Depp denkt sich wie Punkt Punkt Punkt der andere ist. Lücke darfst du füllen mit was dir gerade einfällt. Bitteschön. Ich hab das schon hinter mir, an guten Tagen. An schlechten is mir alles egal. Heute ist mittel und deshalb muss ich mich bisschen anstrengen. Kopf kurz nach links, rechts, einmal im Kreis drehen, bis es leise knackst und es geht weiter. An der Rolltreppe

klammer ich mich am Plastikband fest, weil ich einfach nicht genug Balance halten kann. Wie auch nach vier Stunden Schlaf? Jeeetzt würde niemand sagen, was für schöne, große, braune Augen ich habe - eher graue Augenringe. Aber ich hab jeeetzt auch kein Bock auf Komplimente. Vor allem nicht welche, die darauf abzielen, herauszufinden, woher ich EIGENTLICH komme. Hinter mir hört irgend so ne Tussi mit pinken Kopfhörern so laut Lady Gaga, dass man denken kann, sie braucht die Aufmerksamkeit, oder ihr Freund lutscht ihr das Ohr nicht sauber. Beim Vorbeilaufen schau ich ihr trotzdem auf den Arsch. Ok, noch paar Schritte bis ich ein Kaffee auf die Hand bekomme. Viel Zucker, keine Milch. Nach dem ersten Schluck, stell ich den Becher aufm Mülleimer ab und dreh mir eine. Nein, ich bin kein Vorbild. Noch nicht jetzt und auch nicht in paar Jahren, aber ich arbeite an mir: nicht mit Meditation und Smoothies, sondern mit Wörtern und Aufbausätzen. Muss eh oft herhalten, wenn Leute denken, ihre Scheisse bei mir abladen zu können. Hab selber genug am Hals. 24, hoffentlich bald dritter Bildungsweg, deshalb natürlich auch kein BaföG, deshalb Nebenjob, wohne wieder bei den Eltern, was einiges über mein Leben am Existenzminimum verrät. Aber beschwer ich mich? Nein! Denk ja nicht ich schieb hier ne Mitleidstour. Ich sag nur von Anfang an was Sache ist. Klarheit und keine falschen Erwartungen. So hab ich das von daheim gelernt, so trag ich das weiter und SO such ich mir auch meine Freunde aus. Klar, gab es da auch mal andere Zeiten oder »Phasen«, wie das Eltern manchmal nennen, um sich selbst zu beruhigen, aber darüber red ich zumindest jetzt nicht. Punkt.

Hey Ali, wie geht's? Gut, gut. Und selbst? Mhm. Ja läuft... Was is los? Ahhh, nichts. Is nur wegen zuhause. Kneife die Augen zusammen, um der Situation mehr Ausdruck zu verleihen. Du weißt, ich liebe meine Eltern, und danke für alles und so, aber müssen die immer versuchen mich zu verstehen und wegen Allem nachfragen, als wär ich gerade 18 geworden? Ali grinst. Ja, sie hat auch gut Grinsen, oder Lachen oder wie das heißt, wenn man chillig in einer WG wohnt und Geld von Papa Staat bekommt. Nicht das sie es nicht verdient hätte. Ich gönne ihr das, aber hätte sie mich nicht einfach vor paar Jahren schon aufm Campus mal ansprechen können? So: Mädchen! Warum studierst du irgend einen Mist, der dich im Leben, also im echten Leben, wo du nicht Etwas sondern Jemand sein willst, keinen Schritt weiter bringt? Dann hätte ich auch zu Grinsen gehabt und wäre jetzt nicht so am Rudern. Ja, ja. Hätte, hätte. Ringelrosette. Statt ihr diesen Vortrag zu liefern, werfe ich ihr nur einen Blick zu, den sie zu gut kennt. Die linke Augenbraue nach oben gezogen und der Mund zu einem kleinen o zusammen gekniffen. Naja, man muss das in Echt sehen, um die Vibes davon auch zu spüren. Das ist ein Blick, der dich im Inneren zum Wackeln bringt. Ok, Ali anscheinend nicht mehr. Also, wollen wir? Yalla!

Im Autofenster sehe ich mich beim Vorbeilaufen verzerrt. Ich bleib stehen. Warte mal kurz. Was ist denn? Nur kurz. Geduckt stelle ich mich vor den kleinen Seitenspiegel, um mich besser zu erkennen. Aber er hat so einen neumodischen Winkel drin, dass die Spiegelfläche noch kleiner wird und man ganz nah ran rücken muss, um überhaupt noch irgendetwas zu erkennen.

Egal. Ich fahr mir einmal schnell beim Aufrichten durchs Haar und schau Ali fragend an. Hey, du siehst wunderbar aus! Keine Sorge, komm jetzt, wir sind spät dran! Ich trapp hinterher, aber versuch aufzuholen. Irgendwie aus dem Takt laufen wir dann nebeneinander. Sie fasst mich am Unterarm an und drückt ihn fest, dass ich beim Loslassen schon fast ihre Fingerabdrücke sehen kann.

Vor ein paar Tagen waren wir zusammen Fotos schießen. Als ich da in der Kabine saß, riss Ali den Vorhang auf und sprang ins Bild. Sie erschrak mich so sehr, dass ich eine Fratze zog. Da mussten wir beide wie zwei pubertäre Teenager loslachen, als uns diese Visage auf dem Bildschirm entgegen blickte. Nach einem Abschütteln des Moments durch ein lässiges Abstauben meiner Schulter, setzte ich wieder mein ernstes Gesicht auf und richtete mich der Linse zu. Ein biometrischer Schnapp entlöste sich. Alles im Kasten. Schritt zwei gegangen.

Jetzt aber gehe ich Schritte im Eiltempo. Ali hat Geschwindigkeit aufgenommen und ich bin knapp hinter ihr. Plötzlich spüre ich einen Ruck, der durch meinen ganzen Körper fährt. Ich fliege. Aber nicht über die Dächer von Stuttgart, sondern direkt auf die Fresse. Mein Schuh ist irgendwie am Bordstein hängengeblieben und so segle ich in Zeitlupe durch die schwäbische Luft. Es ist, als könnte ich mich für diesen Bruchteil von Sekunden von außen sehen. Sie schwebt. Und dann liegt sie gleich mit ihrer rechten Gesichtshälfte da auf dem kalten Pflasterstein. Ali hört nur noch ein dumpfes Geräusch, als ich auf dem Boden aufschlage und

dreht sich sofort um. Ich schau ihr von unten direkt in die Augen. Dann verkrampft sich mein Gesicht und ich stoße einen quietschenden Schrei aus, der selbst mich irritiert. Ich zucke zusammen. Halte die Luft an, bis sich mir eine Hand entgegenstreckt. Sie ist mit Bändchen von Festivals und Freundschaften geschmückt. Daran ziehe ich mich langsam hoch. Kaum bin ich oben, will ich gleich wieder im Boden versinken, als ein Schnösel, der an mir vorbeizieht, bitterböse das Kichern anfängt. Bis ich checke, was mit mir gerade passiert, hol ich aus. Ali hält mich an der anderen Hand zurück, mit der sie mich gerade aufgesammelt hatte. Der Typ wird kreidebleich und rennt, als gäbe es kein Morgen für ihn. Fick dich du Arschloch!, kreische ich in seine Richtung. Ali zerrt an mir, bis ich mit ihr Blickkontakt aufnehme. Sie lässt nicht locker und schreit mich mitten auf der Straße mit Alter! an. Bist du verrückt? Nein, Mann! Der.... Also erstens, unterbricht sie mich sofort, war das eine rhetorische Frage und zweitens hab ich dir schon tausend Mal gesagt: Nenn mich nicht Mann! Für einen Moment ist Stille. Mein Atem beruhigt sich. Und erst jetzt spüre ich richtig den Schmerz. Ich schaue an mir runter. Ich sehe aus wie eine dieser Hipsterbräute. Zerfetzte Jeans, offene Schuhe, bad hair day und ein dussliger Blick. Verdammt. Ali erkennt das auch, und ein leichtes Schmunzeln schmuggelt sich in ihren besorgten Ausdruck. Dann reißt uns der Glockenschlag aus der Situationskomik und erinnert uns daran, dass wir eigentlich keine Zeit für solche Vorfälle haben. Also streiche ich mir die Straßenkrümmel aus der kleinen Wunde am Knie und wir rennen im Takt der Kirchenuhrglocke weiter die Eberhardstraße runter bis vor die Tore des Amts für öffentliche Ordnung. Dort will ich rein. Doch für einen winzigen Moment muss ich mich erst von meinem

Gedanken befreien, bevor ich eintreten kann. Dafür schaue ich links und rechts neben die gläserne Automatikschiebetür. Nein, kein Türsteher, der mich von Kopf bis Fuß mustert und mir dann den Eintritt verweigert. Heute nicht. Trotzdem ist mir etwas mulmig, oder wie nennt man dieses Gefühl, wenn man denkt, man muss gleich kotzen?

Drinnen ist die Luft zwar weniger feinstaubhaltig, aber sie steht. Bestimmt hat hier seit Mitte des 10. Jahrhunderts niemand mehr stoß gelüftet. Es ist als läuft man gegen eine Wand. Aber man gewöhnt sich außerordentlich schnell daran, seine Atmung auf ein Minimum zu reduzieren. Das ist höchstwahrscheinlich auch das, was die Angestellten hier tagtäglich tun. Das Problem nur: weniger Sauerstoff fürs Gehirn. Aber das sage ich natürlich nicht laut. Ich denke mir leise: So sieht also das Schwabenzentrum von Innen aus - grau in grau mit einer kleinen Empfangshalle und einem unübersichtlich angeordneten Informationsschalter. Darauf laufen wir bestimmt zu. Hallo, grinse ich die Dame hinter der Glasscheibe an. Sie tippt gegen die Sprechanlage um zu signalisieren, dass ich näher kommen soll. HALLO!, brülle ich sie wiederholt höflich an. Dabei spritze ich ein paar Spucketropfen gegen die Scheibe. Sie schaut mich bissig an. Aber ich lass mich nicht aufhalten und bleibe gewohnt cool. Bin hier zur Einbürgerung. Wo muss...? Zimmer 204. Danke, brumme ich in mich hinein und zieh zusammen mit Ali ins zweite OG. Dort angekommen treten wir in den Warteraum ein, in dem bestimmt ein halbes Dutzend andere Nicht-Deutsche in einem Kreis um einen kleinen Tisch still sitzen. Alle blicken auf. Es ist als kämen wir zu spät zu einem Ritual. In meinem Kopf fängt

der erste von ihnen schon an sich zu erheben und laut seinen Namen zu schreien. Ein anderer setzt das Trommeln ein und eine weitere hüpft aufgeregt um sich selbst. Außerhalb meines Kopfes passiert überhaupt nichts, denn alle senken wieder ihre desinteressierten Blicke und sitzen einfach nur da. Wir warten.

Ein Krächzen, dann ein Räuspern und schließlich bricht eine gelangweilte Stimme nun endlich die drückende Stille im Wartezimmer. 231. Meine Glückszahl, denke ich genervt und erhebe mich nach einem kurzen Gedanken, wem wohl im Zeitalter von digitalen Bildschirmen und Anzeigen diese einfältige Aufgabe erteilt wurde, noch Nummern aufzurufen. Ich trete mit Ali an meiner Seite ins Zimmer ein. Ohne jegliche Art der Begrüßung deutet ein Finger auf die Stühle vor uns. Als wir Platz nehmen, vergeht keine Sekunde bis die erste Frage fällt. Name? Blitzschnell antworte ich: Nuri Arijin. Die Beamtin schaut fragend und noch mehr, vorwurfsvoll hoch. Ich kenne diese Blicke. Sie verheißen vieles. Sie verraten oft mehr über den der sie schickt, als die, an die sie gerichtet sind. Statt ein (schein)freundliches Wie bitte?, bekomme ich einen Blick, der mich nicht nur dazu bringen soll meinen Namen zu buchstabieren, sondern dass ich mir vorstellen muss, wie das Gegenüber innerlich an meiner fremden Präsenz in ihrem uniformen Selbstverständnis gekränkt ist. Adresse?
Was sollen diese Einwortsätze? Wird hier angenommen mehr verstehe ich nicht, oder soll mir der Eindruck hinterlassen werden, dass ich verhört werde? Bei diesen Befragungen komme ich mir vor als hätte ich etwas verbrochen, dabei will ich, oder soll ich, oder was auch immer, nur

Teil von etwas sein. Was das genau ist – keine Ahnung. Aber zumindest ist es mit einigen Privilegien ausgestattet. Deutschsein. Brezel. Das, und leider auch wirklich nur das kommt mir in diesem Moment in den Kopf. Vielleicht ist es mein Hunger, aber vielleicht ist es auch einfach das einzige was ich an deutscher Kultur bildfest machen kann. Feldstraße 23, siebzig eins neun zwei, Feuerbach. So, Sie haben alle Ihre Dokumente dabei. Pass, Aufenthaltserlaubnis, 255€ überwiesen? Ohne ihr zu antworten, lege ich alles Aufgezählte demonstrativ auf den Tisch vor ihr aus. Nach minutenreichem, bloßem Dasitzen reißt mich ihre Stimme aus den Tagträumen an die Brezel. Wie sie geformt, gebacken und besalzen wird. Sie ist sicherlich das Beweglichste aller Gebäcke, man könnte sie auch den Yogi unter den Brötchen nennen, denke ich schmunzelnd. Doch geschmunzelt wird nicht im Amt für Ordnung, schon gar nicht bei den Schwaben, die, wie meine Mutter gutmütig zu kommentieren weiß, zum Lachen in den Keller gehen. Erheben Sie sich. Auf Kommando, springen Ali und ich gleichzeitig aus unseren Stühlen auf. In einem mir nicht ersichtlichem Automatismus, oder ihrer abgekaperten Verkorkstheit legt Ali ihre rechte Hand aufs Herz und holt tief Luft. Bevor sie jedoch noch einen drauf setzten kann, um die deutsche Nationalhymne anzustimmen, stoße ich ihr meinen Ellenbogen in den Bauch. Da die Beamtendame noch mit dem Papierkram beschäftigt ist und nichts von alledem mitbekommt, schmeiße ich Ali noch einen ernsten Blick zu, der ihr kaspriges Verhalten zu unterbinden weiß. Nun, sobald Sie die Urkunde in den Händen halten, sind Sie deutsche Staatsbürgerin. Jetzt schiele ich verunsichert zu Ali. Was passiert? Wiedermal ein Fetzen Papier, der mein Leben ändern wird? Ali nickt

bestimmt zu und ich greife nach dem Blatt auf dem steht, wer ich bin. Deutsche. Offiziell. Genauso wie Sie, Frau Beamtin. Danke, räuspere ich verlegen und setze mich wieder. Da Sie die Prinzipien wie Menschenrechte, Volkssouveränität, Gewaltenteilung und Rechtsstaat, sowie das Recht auf eine parlamentarische Opposition anerkannt und unterzeichnet haben, stemple ich nur noch Ihre Aufenthaltserlaubnis ungültig und Sie können gehen. Klar. Dem habe selbst ich nichts mehr entgegen zu setzen. Hört sich vernünftig an und umso schneller ich hier rauskomme, rechne ich mir aus, bekomm ich auch was zu essen. Alle Formalien nun hinter mir, will ich Ali gleich zum ersten Morgenmahl einladen. Doch die lehnt mit einem Du, sorry aber ich muss jetzt zur Vorlesung, dankend ab. Mhm, wiedermal diese Unigeschichte in der Luft. Wir schauen uns kurz an und Ali spürt direkt meine Bedrücktheit. Sie klopft mir zuversichtlich auf die Schulter und witzt mich an. Du verhältst dich ja schon wie ne echte Deutsche! Was? Wieso? Wie meinst du? Naja, deine Vergangenheitsbewältigung ist bescheiden und deine Zukunftsgedanken voller Scheinskrupel. Das war ein Ali'scher Beitrag wie aus dem Lehrbuch. Ha, und mehr noch, mich wundert dass die Beamtendame dir nicht gleich ein Bausparvertrag zur Einbürgerung gegeben hat, jetzt wo du auch Schwäbin bist. Ja, das sind ihre neckischen Aufbausätze, die mich immer wieder rum kriegen. Ich nicke ihr zu, zücke mir ne Kippe aus der Schachtel und ziehe ohne große Verabschiedungszeremonie alleine los.

Jan-Moritz Harnisch

Du sitzt in einem *Zug*, der nach Florenz fährt. Die Hitze treibt dir das Wasser über die Stirn. Es ist so heiß, dass es dir peinlich ist, die Arme zu heben, aus Angst, jemand sieht deine Schweißflecken. Vor dir ist ein älterer Mann eingeschlafen. Als der Schaffner kommt, reißt er den Mann aus dem Schlaf. Auch dir fallen fast die Augen zu. Dann endlich kommt der Zug an und du stehst auf dem Bahnsteig in *Santa Maria Novella*, reibst dir die Augen und siehst ein ziemlich hässliches Bahnhofsgebäude. Scheinbar wissen das die Florentiner auch, denn die Eingangshalle ist zugekleistert mit Plakaten. Die Collage interessiert dich. Hier mischt sich Vergangenes mit Zukünftigem. Veranstaltungen, die schon längst stattgefunden haben, neben Konzerten, die noch kommen werden. Tatsächlich, hinter einer Papierschicht siehst du ein *Batman: The Dark Night* Plakat hervorschimmern. Wie lange das her ist, fragst du dich. Zehn Jahre? Länger? Was dir allerdings auch auffällt, ist die Fratze von Matteo Salvini. Er glotzt auf dich herab, du siehst ihn dir genauer an und bemerkst, dass dieses Foto ziemlich stark nachbearbeitet ist; jede Unreinheit sollte beseitigt werden. Das Bild hat etwas Religiöses, wie ein Heilsbringer inszeniert er sich. *Prima Gli Italiani* steht daneben, und in deinem Kopf hallt es nach: *A Noi*!

Du entkommst dem Bahnhof über den Vorplatz, von dem die Busse abfahren. Während du die Florentiner Innenstadt zum ersten Mal erkundest, bemerkst du, dass hier kaum Italiener zu sehen ist. Vermutlich flüchten sie alle vor der spanischen, französischen, japanischen,

chinesischen, rumänischen und deutschen Touristenbesatzung. Bestimmt amüsieren sie sich darüber, dass du bereit bist, 13,50€ für einen Teller Pasta zu bezahlen oder dir eine Tiefkühlpizza für zehn Euro als Steinofengebäck verkaufen lässt. Auch bist du dir noch nicht sicher, ob du das blauleuchtende Propeller-Dings wirklich brauchst. Aber gut, nun hast du es. Die Stadt selbst kommt dir vor wie eine riesige Erzählung. Obwohl du wenig davon verstehst, zieht dich der Widerspruch aus uralten Häusern und LED-Bildschirmen in seinen Bann. Bei den ganzen Gemälden, die du im Lauf dieser Reise siehst, scheint es, dass du Anfang und Ende der modernen Kunstentwicklung miterleben kannst. Du siehst die Renaissancegemälde in den Uffizien und auf den Straßen die hochauflösenden Werbebildschirme, du wanderst die Straßen entlang, wo eine Eisdiele die nächste ablöst, aber dich umgeben Gemäuer, die sich nach Märkten und Stadtschreiern anfühlen. Du bist fasziniert vom Anblick des Doms, bleibst zwanzig Minuten in einer Schlange stehen, um dir dieses Riesengebilde anzusehen, und gleichzeitig weichst du im Minutentakt den Selfiesticks aus. Trotz der vielen Menschen und des Touristenkitsches ist die Schönheit dieser Stadt allgegenwärtig, in jedem Hinterhof, in jeder Gasse gibt es etwas Absurdes, Schönes.

Allgegenwärtig ist auch noch etwas anderes: Das italienische Militär. Überall sind Soldaten, sie stehen mit Maschinengewehren auf öffentlichen Plätzen, patrouillieren durch die Innenstadt, tragen Sonnenbrillen, sitzen auf Jeeps mit montierten Bordkanonen, mit denen du sämtliche Touristen auslöschen könntest. Angesichts der Schlange vor den Uffizien kommen dir diese

Jeeps tatsächlich mal kurz nützlich vor. Die Schlange ist *langlanglanglanglang.* Überraschung: Die Uffizien sind, entgegen der Meinung deines Reiseführers, überraschend langweilig.
Auf der Ponte Vecchio machst du eine interessante Beobachtung: Offenbar gibt es auch noch eine andere Art Polizei in Italien. Sie nennen sich: Vigilanti. Du stehst kurz vor der Ponte Vecchio und siehst dabei zu, wie einem Senegalesen die Leinwand, mit der er eine Karikatur zeichnet, aus der Hand gerissen wird. Zu dritt stürmen diese Vigilanti los und halten den Senegalesen fest, einer schubst ihn von seiner Staffelei weg. Er will sich wehren, während der sonnenbebrillte Italiener ihn festhält und Richtung Boden zieht. Es bildet sich ein Loch in der Touristenmasse, schlagartig weichen die Menschen den Vigilanti aus. Du hörst Flüche in einem Gemisch aus Französisch, Italienisch, Englisch und einer Sprache, die du nicht identifizieren kannst. Jemand kracht gegen einen Eiswagen. Immer mehr Leute versammeln sich um diesen Ort herum und es wird stiller, obwohl die ganze Zeit jemand schreit. Vor den Augen des Senegalesen, zerlegt diese Bürgerwehr seine Habseligkeiten. Die Knochen seiner Staffelei brechen einer nach dem anderen. In Zeitlupe bersten sie unter dem Stampfen festen Wanderschuhwerks. Zuerst die Halterung zwischen den Stehbeinen. Knack! Dann der Dreifuß selbst. Es knackt zweimal. Beim letzten muss er das Holzbündel drehen. Es knirscht, und die Staffelei taugt nur noch als Brennholz. Die Zeichnungen, die der Straßenkünstler ausgestellt hatte, werden gesammelt, gestapelt und in der Mitte durchgerissen. Nochmal und nochmal, das Reißen des Papiers wird dumpfer, je dicker der Stapel wird. Nochmal. Schließlich landet das Papier im Müll. Sie lassen den Mann wieder los. Nach ein paar Minuten verläuft sich die

Masse wieder, als wäre hier nichts passiert. Die drei Vigilanti verschwinden mit ihren Fahrrädern. Sie haben kleine Motoren, damit sie schneller fahren können. Daran wird dir klar, dass dieser Senegalese nicht der Erste und schon gar nicht der Letzte war. Das ist eine Treibjagd.

Dir schmeckt dein Neun-Euro-Eis nicht mehr. Du überlegst dir sogar kurz abzureisen. Vor allem fragst du dich, warum niemand etwas tut? Warum bleibt es so still um diesen Vorfall? Du fragst einen Passanten, der ebenfalls stehengeblieben ist, was hier eigentlich los ist.

»This happens if you give too much power to the police. Now they think they own this place. And as long as no one stops them, they think they are right about it«, sagt der Ladenbesitzer, auf dessen Terrasse du Zuflucht genommen hast.

Du fragst ihn, warum niemand die Polizei aufhält.

»How?«, fragt er verblüfft. »I must run my store. And you see what they do, you don't want to be the next in line.«

Carina Knobloch

»Wann treffen wir drei wieder zusamm?«

»Um die siebente Stund, am Brückendamm.«

»Am Mittelpfeiler.«

»Ich lösche die Flamm.«

»Ich mit.«

»Ich komme vom Norden her.«

»Und ich vom Süden.«

»Und ich vom Meer.«

»Hei das gibt ein Ringelreihn,

und die Brücke muß in den Grund hinein.«

»Und der Zug, der in die Brücke tritt

um die siebente Stund?«

»Ei der muß mit.«

»Muß mit«

»Tand, Tand

ist das Gebilde von Menschenhand!« - Theodor Fontane.

Sie fühlen sich selbstbestimmt, autark und frei. Sie denken, sie seien die Herrscher der Welt.

Die Erde drehe sich um sie, die Menschen.
Nichts ist gefährlicher, als sich in Sicherheit zu wiegen.
Schottland, 28. Dezember 1879

Tunnel 47

Noch ein Strich. Meine Mutter schaltete die Scheinwerfer ein, keine zwei Sekunden später ließen wir das Sonnenlicht hinter uns und tauchten in das dunkle Gestein. Tunnel 47. Das monotone Brummen des Motors machte mich schläfrig. Den Kopf an die Fensterscheibe gelehnt, starrte ich die Reifen der Autos an, die an uns vorbeirauschten. Wenn man lange genug hinsah, wirkte es, als würden sie sich rückwärts drehen. Ich genoss das Nichtstun. Es lief ein Hörspiel meiner kleinen Schwester, das stimmte sie zufrieden, trotz der langen Autofahrt. Kurz hell, als würde man bei einem altmodischen Diaprojektor ein Bild weiterschalten, und schon wieder war es dunkel.
»Ich hab noch nie so viele Tunnels gesehen.«
Lilli malte einen weiteren Strich auf ihre Liste.
»Tunnel«, verbesserte meine Mutter sie. »Oder was auch immer das hier sein soll.«
Der Zustand der Röhren hatte sich phänomenal verschlechtert, seit wir die italienische Grenze passiert hatten. Spärliche Beleuchtung, von den Wänden bröckelnder Putz und ungleichmäßig

aufgehängte Notausgangschilder. Wenn es denn überhaupt welche gab.
Jetzt war der Urlaub vorbei.

Die kleine Küstenstadt war wirklich schön gewesen. Beinahe malerisch eingebettet zwischen dem endlosen Ozean und prominenten Bergen, die sich bis weit ins Landesinnere erstreckten. Die Häuser waren in gelb-orangen Farben gehalten, was das Ganze aus der Ferne wie einen Zitronenbaum wirken ließ. Eine Brise wehte vom Meer hoch hinauf ins Gebirge, es roch salzig und nach Süden.

Lilli saß neben meiner Mutter auf dem Beifahrersitz und übte Kartenlesen, als die Rücklichter des Autos vor uns immer roter wurden. Es krachte. Ich sah fast nichts, es war dunkel, und alles ging ganz schnell. Aber ich liebte Lilli, ich liebte meine kleine Schwester. Es knallte, Bremsen quietschten, Stillstand. Mein Kopf, der nach vorne flog, der Gurt, der mir die Luft abschnürte.
Schreie.
Panik.
Stille.
Noch ein lauter Knall, es wurde warm, wärmer. Licht flackerte. Loderte. Alles drehte sich, Licht verschwamm zu Kreisen, als würde man bei Nacht die Kamera nicht ruhig halten. Es roch seltsam, ich bekam schlecht Luft.
Wieder Stille.

Ich versuchte, die Augen offen zu halten. Ein dunkles Auto, das mit quietschenden Reifen davon fuhr. Schnell, sehr schnell, schon war es weg. Alles war doch so langsam.

Stille.

Die Tunnelbeleuchtung flackerte und flackerte, wie ein Meer aus Glühwürmchen. Dann wurde der Himmel schwarz. Unten. Das Meer?

Alles drehte sich.

Dafür war es warm, und ein neues Licht kam auf uns zu.

Auf uns?

Ja, auf meine Mama, meine Schwester und mich. Auf meine Familie.

Aber meine Familie schlief.

Ich wollte auch schlafen.

Ich war so müde.

Martinshorn. Konnte das mal jemand ausschalten?

So laut.

Scheinwerfer. Blaulicht.

Ich war doch so müde.

Als alles verschwamm und schwarz wurde - Stille.

Ich lag. Soviel registrierte mein Gleichgewichtssinn noch. Aber ich drehte mich auch

irgendwie. Und gleichzeitig zog mich eine ungemeine Kraft tiefer in den Untergrund. Schwer war ich. Versteinert waren meine Glieder. Und Steine lagen auf meinen Augen.
Es drehte sich. Ich drehte mich. Die Stille kam und ging. Manchmal hörte ich leise Stimmen. Nicht so, dass man sie verstehen würde, aber so, dass man wusste, jemand war da. Meistens waren die Stimmen hektisch und unfreundlich, und ich wollte sie nicht ertragen. Dann wartete ich einfach, bis ich wieder tief in das Schwarz gesogen wurde.

In einem seltsamen Übergang zwischen leicht und schwarz vergaß das Schwarz, die Steine in meine Augenlider zu legen, und ich konnte sie ein bisschen heben. Da wurde es gelb. Aber nicht schön hell, so wie im tiefem Schwarz, sondern unangenehm, laut gelb. Also ließ ich die Steine wieder zu und versank.
Stille.

Ich war jetzt in Italien. Irgendwo zwischen Urlaub und daheim. Immerhin das erkannte ich an der Sprache. Und sonst? Keine Ahnung.
Meine Kehle fühlte sich an, als hätte ich seit Monaten nichts mehr getrunken. Alles war trocken, vollkommen ausgetrocknet. Meine Zunge pappte am Gaumen. Ich wollte die Augen öffnen, aber es ging nicht. Irgendetwas klebte. Ich probierte es wieder und wieder, doch nichts geschah. Ich wollte mit der Hand nachhelfen, aber keiner meiner Finger ließ sich bewegen. Ich bekam Panik. Was war hier los?

Ich begann zu schluchzen und musste tiefer Luft holen, um genug Sauerstoff zu bekommen. Und erstarrte mitten im Einatmen, als ich merkte, wie weh es tat. Mein ganzer Brustkorb schmerzte. Vor Schreck sog ich noch mehr Luft ein, schrie. Endlich ließen sich meine Lider öffnen. Menschen standen um mich herum, tuschelten. Nach ein paar Minuten konnte ich sogar Gesichter erkennen, auch ein Fenster links von mir und ein Nachtkästchen. Es war leer. Eine Frau fragte den Mann neben meinem Bett etwas. Er trug einen weißen Kittel. Die Frau einen hellblauen Kasak. Ich ärgerte mich, dass ich es nicht früher verstanden hatte. Wo wachte man denn schon auf, wenn man nicht wusste, wo man war? Dabei hasste ich Krankenhäuser.
»Mama!? Lilli?!« Ruckartig versuchte ich mich aufzusetzen, um einen besseren Überblick zu haben. Da stand noch ein Bett neben meinem, irgendwo mussten sie schließlich sein. Wahrscheinlich ging es ihnen schon längst wieder gut und sie waren -
Der Mann im Kittel schaute mitleidig.
Die Frau neben ihm schüttelte bedauernd den Kopf. Das Bett war leer.

Johannes Hofmann

Die Erzählerin

Es ist merkwürdig, dass man nachts sieht, was tagsüber verborgen bleibt, selbst wenn man nicht danach sucht. Die anderen haben ihn bestimmt nicht gesehen. Sie kennen den Ausblick von meinem Balkon nicht gut, den Blick in das Wohnzimmerfenster gegenüber. So wie sie gerade reden, wissen sie kaum, wo sie sind. Sie lachen, rauchen ihre selbstgedrehten Kippen und nippen mit einem Stirnrunzeln genüsslich am Wein, als sei ihnen einer wie dieser noch nie untergekommen. Daniel erzählt von seiner Reise nach Sierra Leone. Westafrika ist viel schöner und sicherer als viele denken, sagt er. Sophia nickt, ihre Freundin sei auch vor kurzem in der Gegend gewesen, ganz wunderbare Menschen. In der Gegend tue sich gerade richtig was, auch was die Rolle von Frauen angehe. Solche Gespräche finden sie aufregend. Was heute nicht alles möglich ist! Sie schauen mit einer Distanz auf das Leben, wie es nur selbstverliebte Studenten mit zu viel Zeit und Geld können. Wenn ich nicht seit meiner Kindheit mit ihnen befreundet wäre, ich würde sie vom Balkon stoßen. Wollen wir noch eine Flasche aufmachen?, fragt Daniel, als hätten wir eine schöne Zeit. Lieber nicht, sage ich nach kurzem Überlegen, ich bin müde. Mit offenen Augen sehen sie mich an. Fast wehleidig fragt mich Sophia, ist alles gut bei dir? Ja klar, ich muss morgen nur früh raus, und wir sind zurzeit nur zu dritt auf der Station. Ungläubig schauen sie drein, so als ergebe meine Antwort keinen Sinn. Es tut mir weh zu sehen, wie verschieden unsere Welten geworden sind. Sie stehen auf. Als ich meine

Wohnungstür vorsichtig schließe, frage ich mich, was sie über mich reden werden. Dass mir die alten Menschen meine Lebensfreude genommen haben, aber das ist Unsinn.

Leise öffne ich die Tür zum Balkon und setze mich wieder auf meinen Platz. Noch immer strahlt das Licht aus dem Haus gegenüber in die dunkle Nacht. Durch die Gardinen hindurch beobachte ich den alten Mann, wie er stumm in seinem Sessel sitzt. Seit vorhin scheint er sich nicht mehr bewegt zu haben. Ich kneife meine Augen zusammen, um die umliegenden Fenster besser erkennen zu können. Ohne Grund fange ich an, den Altbau systematisch zu unterteilen. Ich springe von einem Fenster zum nächsten, zähle die Stockwerke von unten nach oben, vermesse die Zimmerbreite von links nach rechts. Während ich einen Schluck von meinem noch fast vollen Glas nehme, glaube ich, herausgefunden zu haben, wo auf der Fassade die Wohnung mit dem leuchtenden Fenster beginnt und wo sie endet. Ich stelle mir vor, wie ich die Wohnung durch eine schwere Tür betrete, ich bewundere den Stuck an den hohen Decken und höre den Boden knarzen, als ich mich von Zimmer zu Zimmer bewege. Der urige Geruch schwerer Möbel steigt mir in die Nase, er kommt von einem frisch geölten Beistelltisch im Wohnzimmer. Alles ist so klar, als wäre ich schon hunderte Male da gewesen.

Ich habe den Mann noch nie getroffen, weiß weder, wie er heißt, noch wie alt er ist. Ich sehe nur, dass sein Licht im Haus gegenüber immer am längsten brennt. Trotzdem ist es mir, als wäre ich ihm nahe, näher als vielen anderen Menschen in meinem Leben. Wie einen

Stummfilm habe ich ihn über die Zeit studiert. Ich kenne seine Tage, weiß, wann er aufsteht, wann er schlafen geht, wann er fernsieht, wann er Besuch bekommt, wann er ins Badezimmer geht und wie lange er dort braucht. Ich glaube, manchmal spürt er, dass ich ihn beobachte. Während ich mir eine Zigarette anzünde, fange ich an, mir Sorgen zu machen. Seit mehr als einer Stunde sitzt er da und rührt sich nicht. Er ist noch nie in seinem Sessel eingenickt, normalerweise sind um kurz vor Mitternacht die Zimmer dunkel. Für einen Moment überlege ich, die Polizei zu rufen. Ich warte noch einige Minuten ab, doch es tut sich nichts. Mein Glas ist fast leer, als ich mich entschließe, selbst nachzusehen. Es überrascht mich, dass ich keine Angst habe.

Als ich vor der Tür stehe, suche ich im Licht der schwachen Eingangslampe nach der richtigen Klingel. Mit meinem Zeigefinger zähle ich die Stockwerke ab und finde ein Schildchen mit nur einem Namen. Ich muss dreimal klingen, dann höre ich eine Stimme aus der Sprechanlage.
- Ja?
- Mein Name ist Marie Feldkirch, und ich wohne im Haus gegenüber. Es muss sich äußerst merkwürdig für Sie anhören, aber ich wollte nur kurz bei Ihnen nachsehen, ob alles in Ordnung ist.
Ich denke schon, es war ein Fehler zu kommen und will umdrehen, schließlich scheint der Mann noch zu leben, da öffnet sich die Tür mit einem Summen. Ich mache das Licht im Treppenhaus an und bewege mich langsam nach oben. Im vierten Stock angekommen sehe

ich, dass eine der Türen nur angelehnt ist. Langsam trete ich an sie heran. Ich klopfe leise. Hallo?

- Kommen Sie herein! dringt es durch die Tür nach außen.

Ich schleiche hinein und ziehe die Tür hinter mir zu. Ich gehe den Flur entlang, so als würde ich den Weg kennen. Die Dielen unter meinen Füßen quietschen in der Stille wie frischer Schnee. Der Mann im Sessel ist jünger, als ich es erwartete habe, aber bestimmt Mitte Siebzig. Er sagt freundlich Guten Abend. Er trägt eine Stoffhose und einen dunkelgrünen Pullover mit weißem Stehkragen, sein graues Haar glänzt weich im warmen Licht der Leselampe. Ich sage, ich wohne im gleichen Stock im Haus gegenüber und hatte Angst, dass es ihnen nicht gut geht. Und weil Sie um diese Uhrzeit für gewöhnlich schon im Bett sind, habe ich gedacht, ich schaue lieber mal nach. Der Mann lächelt und sagt, ich sei mutig, einfach herüberzukommen. Er hätte sich das wohl nicht getraut.

Ich arbeite in einem Altenpflegeheim, ich fürchte mich nicht vor älteren Männern, sage ich und versuche, es wie einen Scherz klingen zu lassen. Für einen Moment schauen wir uns schweigend in die Augen. Ich denke, ich sollte gehen, da fragt er, ob ich mit ihm einen Tee trinke. Ich nicke und setze mich auf die Couch.

Nachdem er zwei Tassen mit Pfefferminztee auf den Tisch gestellt hat, lässt er sich wieder in seinen Sessel fallen. Ich warte darauf, dass er anfängt zu erzählen. Alte Menschen ergreifen jede Chance, vor anderen ihr Leben neu zu erfinden. Und immer muss man so tun, als sauge man

jedes Wort fasziniert auf. Aber er sitzt einfach nur da. Als sich unsere Blicke treffen, fragt er, wie lange ich schon im Haus gegenüber lebe. Erst seit etwa zwei Jahren, sage ich. Er fragt mich, ob ich allein wohne und ob ich manchmal nachts auch nicht schlafen könne. Wo ich herkomme und ob ich vorhabe, für immer in der Stadt zu bleiben. Er stellt mir so viele Fragen, dass ich gar nicht dazu komme, etwas zurückzufragen. Ich bin so viel Interesse nicht gewohnt. Ich fange an, von meiner Kindheit zu reden, von meinem Vater, den ich nie richtig kennengelernt habe, von meinem Bruder, der vor kurzem für ein Studium nach Hannover gezogen ist, und von meiner Mutter, die mich fast jede Woche besuchen kommt. Als würde ich von etwas Spannendem sprechen, schimmern seine alten Augen wach und interessiert aus der Mitte seines Gesichts.

Während ich von meiner Schulzeit berichte, ziehe ich mir meinen Pullover über den Kopf. Meine langen Haare fallen mir ins Gesicht. Langsam knöpfe ich mir die Bluse auf, streife sie ab wie einen unnötigen Schutz. Ich greife mit beiden Armen auf den Rücken und öffne meinen BH. Ich richte mich vor dem Mann auf. Als ich von meiner ersten Beziehung spreche, öffne ich den Knopf meiner Jeans und ziehe sie zusammen mit meinem Slip nach unten. Nackt schaue ich von oben auf den alten Mann herunter. Ich nehme seine rechte Hand und führe sie langsam von den Knien nach oben. Als er da ist, erzähle ich ihm von Daniel.

Annegret Liepold

I Nebel

»Literally«, sagt sie. »Literally, this chai is good.«
Ich sehe von meinem Buch auf, das ich nur vor mich halte, um nicht angesprochen zu werden. Ich habe es aus dem Bücherregal im Aufenthaltsraum gezogen, ohne auf den Titel zu blicken. Das hole ich jetzt nach: *The Alchemist* von Paulo Coelho. Der Titel verrät, welche Bücher dort noch stehen könnten, zu Coelho passt Hesse, passen Reiseführer, passt *Into the Wild* und vielleicht noch was mit Lokalkolorit. Mir fällt nur *The white Tiger* ein, ohne Autor.
Mein Blick weg vom Titel gilt ihr, streift sie nur kurz. Kurze gelockte Haare, graue Sprungfedern, die in alle Richtungen abstehen. Mein Blick weg von ihr gilt dem Hintergrund: grauer Nebel. Seit ich hier angekommen bin, vor zwei Wochen, jeden Tag Nebel. Dabei bin ich wegen der Aussicht gekommen. Fahr in die Berge, hat einer gesagt und mir eine Adresse gegeben, dort sei die Aussicht einzigartig.
Ich wollte einfach weg. Weg von diesen zu großen Städten, in denen ich mich nur verlaufen konnte, und weg von unserem Streit. »Dann hau doch endlich ab«, hat sie gesagt, und ich bin losgefahren. Erst zwölf Stunden Bus, Kolkata-Gangktok, und als ich ausstieg, war die Luft kühl und die Gehsteige furchtbar sauber. Das passte irgendwie, saubere Gehsteige und Chaos im Kopf, und ich bin weitergefahren, noch einmal sieben Stunden Sammeltaxi über holprige Bergpässe.

Ich lag zusammengekauert auf der Rückbank, der letzte Fahrgast, den der Taxifahrer weckte, und an einer engen Stelle der unasphaltierten Straße stieg ich aus, um das letzte Stück zu Fuß zu gehen. Es war noch früh am Morgen, die kälteste Stunde des Tages. Die Sonne begann gerade erst, die gefrorenen Gräser am Straßenrand aufzutauen. Benommen in Kopf und Körper lehnte ich mich an meinen riesigen Rucksack. Als ich ihn endlich aufsetzen und die ersten Schritte gehen konnte, hatte der beginnende Tag den Motor des Taxis schon lange verschluckt.

Der Aufstieg war mühsam. Eisern klammerte ich mich an die Wegbeschreibung, die zwar in Stichpunkten auf einer Serviette in meiner Jackentasche steckte, aber samt Reisesuperlativen bei jedem meiner Schritte in meinem Kopf widerhallte: Zwei eng geschwungene Kurven bergauf, dann rechts auf einen ziemlich schmalen Pfad abbiegen, da geht's richtig steil rauf, und dann wieder links der Straße leicht bergab folgen bis, *voilà*, du auf ein ausladendes Haus am Hang triffst. Warte ab, bis du die Aussicht von der Terrasse siehst. Die ist einzigartig. Wirklich! Einzigartig! Amazing! Die beste Unterkunft im Norden Indiens und überhaupt.

Ich klingelte, und der Junge öffnete mir die Tür. Da wusste ich noch nichts vom Nebel. Nicht, dass es ihn gab und nicht, dass man etwas über ihn wissen konnte. Am nächsten Morgen sagte der Junge, dass er Anzan heiße und der Nebel schon vor mir da gewesen sei, nicht viel, ein paar Tage nur.

Seither bringt Anzan mir jeden Morgen Tee auf die Terrasse, von der aus die Aussicht so einzigartig (*amazing!)* sein soll, und hier sitze ich den ganzen Tag und schaue in den Nebel. Ich

versuche dabei nicht nachzudenken. Der Nebel füllt meinen Kopf voll aus. Meistens ist er fadenscheinig und dünn, ein abgewetzter, grauer Stoff, der den Himmel verhängt. Er ist nicht durchsichtig, aber durchschaubar: Ich meine, seine Textur erkennen zu können, die einzelnen grauen Fäden. Die Berggipfel sind zwar verhangen, aber ihre Umrisse scheinen hindurch zu schimmern. Ich weiß nie genau, ist da etwas oder ist da nichts?

Die Frau, die sich vor mir aufgebaut hat, räuspert sich jetzt, und um irgendetwas zu tun, nippe ich an meinem Tee. Er schmeckt staubig. In der Karte steht auch nicht Chai, dort steht Milk Tea. Genauso schmeckt der Tee, nach fauchenden Konsonanten, nach Mil*ch*tee. Tatsächlich – *literally* – ein buchstäblicher Geschmack, besonders gut ist er aber nicht. Sie setzt sich zu mir an den Tisch, rückt ihren Stuhl parallel zu meinem, so dass wir gemeinsam in den Nebel sehen können.
Manchmal ist der Nebel so dicht und wattig, dass er sich in den Poren des Körpers festsetzt. Feines Kondenswasser, das der Haut die Luft zum Atmen nimmt. Schwitzwasser nenne ich es. Sammelt sich das Schwitzwasser auf der Zunge, kann man den Nebel schmecken. Er schmeckt leicht süßlich. Eine flüchtige Süße, die nur kurz am Zungenrand aufglimmt wie die von lange gekautem Brot.
»Somewhere over there«, sagt sie plötzlich, »must literally be the Kangchendzönga.«
Aus den Augenwinkeln heraus sehe ich, wie sie den Arm hebt und zeigend ausstreckt, ihre Fingerspitze scheint im Leeren zu verschwinden. Das hat mir Anzan auch schon gesagt, dass

dort eigentlich der Kangchendzönga sein müsste, der dritthöchste Berg der Welt, 8000 und noch so einige Meter hoch. Und dass es keinen besseren Blick darauf gebe, als von hier. Aber wirklich, ich sehe nichts. Nur den heute wieder fadenscheinigen Nebel, der bedrohlich wirkt. Weil er uns verunsichert, was da ist und was nicht. Weil er sich an die Stelle der Dinge setzt und Raum lässt für Interpretationen.

»I'm Paula«, sagt sie.

Sie spricht es P*o*la aus, ein moosiges, staunend klingendes oh.

»It's literally a pleasure to meet you.«

Das *r* ist eine lose Diele in ihrem Sprechen. Immer wenn sie *literally* sagt, knarzt es leise in der Mitte des Wortes. Ansonsten ist ihr Englisch akzentfrei. Vielleicht hält sie etwas unter dem Brett versteckt. Paula sieht mich fragend an, ihre Brille hat einen dünnen roten Rand. Sie ist etwas zu groß für ihr Gesicht und verschlingt ihre Augenbrauen. Neben mir sitzt eine Schleiereule. Anzan hat gesagt, nachts könne man sie manchmal hören.

»I am Lisa«, sage ich endlich, »it's literally a pleasure to meet you, too.«

Sie schaut mich kurz irritiert an, wohl weil mein ‚r' eine Spur zu aggressiv gerollt war. Aber dann lacht Paula.

»It's a bad habit«, sagt sie.

Sie fragt, ob ich mit ihr ein Kloster ansehen wolle, von dem aus die Aussicht mindestens genauso gut sei wie hier. Sie zeigt in die Ferne. Am Ende ihrer Fingerspitze meine ich eine

Gompa erkennen zu können. *Gompa*, so nennt Anzan die Klöster hier. Eigentlich möchte ich alleine sein. Nur noch zehn Tage bis zur Abreise. Einfach allein.

Ich nicke.

Paula sagt, dass sie bleiben wolle, bis der Nebel verschwindet. Ich drehe mich zu ihr um, aber mein Nebelfernblick sieht durch sie hindurch.

Ganz selten ist der Nebel so trocken, dass er Schlieren zieht. Ein rauchiger Schornsteinnebel, der durchs Tal streunt. Er schmeckt bitter, wie früh gereifte Schlehen. Ein Geschmack, der die Gesichter verzerrt, sie verdorren lässt. Auf der Suche nach Feuchtigkeit nimmt er mir und den anderen Reisenden die Spucke zum Sprechen. In diesen Tagen sind wir schweigsam, sind wir einsame Unternebellebewesen mit zusammengekauerten Schlehenmündern. Ich spüre den Unterdruck in meiner Mundhöhle, kaue auf meinen angesaugten Backen, sehe die hohlen Wangen der anderen und weiß, dass es ihnen genauso geht. Der Nebel ist keine Einbildung. Er ist ein Umstand, mit dem man sich hier arrangieren muss. Jeden Tag, je nach Nebellage.

Hinter Paula steht ein wuchtiges Kamerastativ. Ein Journalist hat es gestern Morgen auf der Terrasse aufgebaut, um den Gipfel zu filmen. Eher könne er nicht gehen, hat er gesagt, das Magazin brauche frische Bilder, um den Gletscherschwund zu dokumentieren. Und dass er ja nicht rund um die Uhr hier stehen und durch die Linse blicken könne. Jetzt filmt er schon seit 24 Stunden. Paul heißt er, bzw. französisch: Poll.

»Well«, sage ich, »then there are already two who would like to wait.«

Ich erzähle Paula von Paul und muss dabei lachen. Über das kurze und das lange *o*. Über Poll und Pohla, die sind wie Schuss und Staunen.
»And what are your plans?«, fragt Paula, »are you going to stay, too?«
Ich schüttle den Kopf, denke: Eine Woche noch, dann bin ich weg.
»Great«, sagt Paula, weil ich nichts sage, »That´s literally great.«
Dann steht sie auf und geht.

II Langeweile

Die Zeit wirft Blasen. Es sind gelangweilte, rosa Kaugummiblasen. Sie hören nicht auf, in meinem Kopf zu ploppen. Kauen. Aufpusten. Plopp. Kauen. Aufpusten. Plopp. Kauen. Aufpusten.
Das Plopp in meinem Kopf ist einen Tonfall zu hoch, gleichzeitig aber irritierend träge, das Gegenteil von einem Pistolenschuss. Es klingt eher so, als würde es sich selbst buchstabieren, P-L-O-P-P.
Ich weiß jetzt, was es heißt, wenn man sagt, die Zeit zerrinnt einem zwischen den Fingern. Zerinn-Zeit ist das Gegenteil von Plopp-Zeit. Bei Letzterer vergrößert sich das Volumen anstatt sich zu verkleinern. Die Zeit schwillt ohnmächtig an, nur um dann zu Nichts zu zerplatzen. Im Aufblasen scheint die Plopp-Zeit endlos, bis sie plötzlich platzt und – nichts. Wieder nichts passiert. Die Zeit vergeht und vergeht nicht. Eine zyklische Nicht-Zeit. Das

Ploppen in meinem Kopf ist Folter, timeboarding, ein ständiges Bewusstsein darüber, dass Zeit vergeht, plopp, ohne dass etwas passiert. Und dabei wird der Kaugummi immer zäher, der Geschmack fad, die Blasen porös.

Ich bin jetzt seit fast drei Wochen hier. Die meiste Zeit sitze ich auf der Terrasse und starre in den Nebel. Ich habe begonnen, Fotos von ihm zu machen und die verschiedenen Nebelarten auf Instagram festzuhalten, eine nuancierte Nebeltypologie. Ich kann mir nichts Langweiligeres vorstellen, aber die verschiedenen Grautöne finden viel Zuspruch, und die Kommentare zu lesen ist eine kleine Genugtuung. Andere sehen sich immerhin kurz an, was ich die ganze Zeit sehen muss. Meine Bilder stehlen ihnen Zeit. Ich lese alle Bemerkungen genau durch, aber ich kommentiere sie nicht. Schon gar nicht antworte ich auf Fragen, die ich insgeheim in zwei Kategorien unterteilt habe. Die einen, meistens Leute, die ich nicht kenne, wollen wissen, warum ich an einem so trostlosen Ort bleibe. Als wäre das nicht klar: Um auf die Aussicht zu warten. Und weil. Naja. Anzan hat gesagt, jeder, der hierher kommt und bleibt, hat fürs Kommen und fürs Bleiben einen Grund. Meistens ist er ein und derselbe. Meiner heißt Minna.

Die Fragen aus der zweiten Kategorie stammen allesamt von Leuten, die ich irgendwie kenne, und sie wollen alle dasselbe wissen: Wo ist eigentlich Minna? Ja, das würde mich auch interessieren. Wo ist sie eigentlich? In ihrer Facebook-Timeline wurde das letzte Bild vor vier Wochen hochgeladen. Wie auf fast allen Fotos sind wir zu zweit zu sehen, Minna und ich auf

unserem Abi-Abschlussball, Minna und ich am Badesee. Minna und ich beim Tanzen, und eben das letzte, Minna und ich, kurz nach unserer Ankunft in Delhi.

III Ankunft

Minna hat Schweißflecken unter den Armen, die wachsen. Minna wird grau. Sie altert vor meinen Augen.
Ich stehe im spärlichen Schatten eines zerrupften Baumes und beobachte die weiße Schicht, die sich auf Minnas schwarzem Haar ansammelt. Straßenstaub, der die Zeit vor meinen Augen rafft. Vor mir steht Minna als alte Frau mit weißem Haar. Ob sie ihrer Mutter Clara im Alter ähnlich sehen wird, Clara, wenn sie alt genug geworden wäre, um weiße Haare zu bekommen? Die abgeriebene Zeit auf Minnas Haar wirbelt in meinem Kopf durcheinander, es wird mir ganz schwindlig davon. Wir haben nie darüber geredet, dass Clara. Wir haben überhaupt nicht mehr miteinander geredet seitdem. Und trotzdem stehe ich jetzt im Straßenstaub einer gemeinsamen Reise, in einer ungeteerten Seitengasse Neu-Delhis, und der Schweiß sammelt sich zwischen den Zehen auf der Gummisohle meiner klobigen Trekkingsandalen. Minna trägt ein buntes Sommerkleid und diskutiert mit einem Rikscha-Fahrer. Während der Mann wild gestikuliert, ist Minna ganz steif, hat die Schultern ein wenig angehoben, um sich in Stellung zu bringen. Ich suche nach Spuren, doch ich sehe ihr das letzte Jahr nicht an. Der Staub in ihrem Haar und die nassen Flecken unter den Armen sind das einzige, das sie müde wirken lässt. Die

Reise ist ein Versuch. Da anknüpfen, wo wir aufgehört haben. Aber uns fallen die richtigen Worte nicht ein. Uns fallen überhaupt keine Worte ein. Neun Stunden Flug, Frankfurt-Delhi, und nichts.

An dem Abend, als mir Minna von Claras Diagnose erzählt hat, lagen wir zwischen fettigen Pizzakartons auf dem kühlen Parkett unserer neuen, gemeinsamen Wohnung, Schulter an Schulter, Blick zur Decke, tranken das Bier vom Imbissladen, die Flaschen so kalt, dass unsere Finger Abdrücke auf dem beschlagenen Glas hinterließen.
Die Wohnung war endlich weiß, Decke und Wände, alles gleich weiß. Farbe, das hatte Minna erst vorgeschlagen, aber wir hatten uns nicht einigen können, nicht auf einen Farbton, nicht auf etwas Pastelliges und auch sonst. Jetzt waren an unseren Körpern weiße Farbspritzer, eine fingernageldicke Schicht Farbe, die wie eine zweite Haut an uns klebte. Auch die Haare waren weiß verkrustet, Minna schwarz-weiß, und die Kleider voller Sprenkel. Das würde nie wieder raus gehen und nur schwer wieder ab, doch das war egal gerade, weil flüchtiges Glück auf dem Parkettboden, so wie früher in der Wiese. Kopf an Kopf, das Gras ein wenig feucht, aber wir schwerelos vom Glück, weil unsere Ängste so fern wie die Nacht waren, die am Himmel hing, unsere Körper am Boden jedoch nicht berühren konnte.
Statt Sterne jetzt also weiße Decke, aber das Gefühl zehn, 15 Jahre später fast gleich. Wir hatten noch kein Licht in der Wohnung. Licht fiel nur von draußen durch das Gezweig vor dem Fenster auf unsere Körper und zeichnete dort Schattenmuster, eine Schattenaststraße von

Minnas Nase zu meiner Hand. Ich ließ die Straße von Finger zu Finger wandern, verlängerte und verkürzte den Schattenweg, die einzige Berührung zwischen uns, weil zwischen Schulter und Schulter ein kleiner Spalt war.

Minna hatte etwas gesagt. Hatte Gesagt: Isa. Eigentlich Lisa, auch Elisa, Lisapisa, Lilalisa. Unzählige Spitznamen, jeden Tag neue, alle von Minna. Spöttisch nannte sie mich Elisabeth, manchmal auch dumme Kuh, einmal sogar Niemehrwiederlisa, aber das nicht lange. Dagegen war Minna immer nur Minna.

Nein. Erst hatte sie gesagt, wie witzig das wäre, wenn unsere Wohnung einfach so bleiben würde.

»Stell dir vor, Lisa, Bett, Küchentisch und sonst einfach leer. Schrank vielleicht noch, und das war's.«

Und erst dann sagte sie: »Isa, ich werde nicht einziehen.«

Ganz schlicht nur dieser Satz, der das Parkett unter meinen Schultern beben ließ. Ich konnte gar nichts sagen, weil was sagt man da, wenn nach wochenlangem Wohnungsbesichtigen und jahrelangem Warten aufs Altgenugsein der gemeinsame Traum endlich wahr wird, das, was man sich in Schulpausen ausgemalt und in Schulstunden ins Ohr geflüstert hat, das Ausziehen, das Wegziehen, das gemeinsam Wohnen. Und dann sagt einer, sagt Minna, dass.

Ich rührte mich gar nicht, ich lag ganz still. Minnas Stimme war leise, aber ganz nah an meinem Ohr, sie hatte den Kopf zu mir gedreht.

»Mama ist krank.«

Ich sah Clara vor mir, in einem ihrer zu weiten, bunten T-Shirts mit den unmöglichen Aufdrucken, Glitzerherzen, Comicfiguren oder Sprechblasen.

»Aber«, hob ich an, doch Minna unterbrach mich sofort.

»Richtig krank. Ich werde zu Hause bleiben und sie pflegen, bis –«

Bis. An der Stelle, an der Minnas Stimme versagte, versagte auch meine Vorstellungskraft. Ich streckte einen Arm aus und schob ihn unter Minnas zitternden Körper. Einen kurzen, schrecklichen Moment lang sah ich mich allein in der leeren Wohnung.

Dann sagte ich mit fester Stimme: »Ich bleibe bei dir, Minna, bei euch. Was will ich denn hier?«

Zu meiner Überraschung sagte Minna gar nichts, sagte lange nichts, sagte dann:

»Nein, Lisa. Das geht nicht, du musst doch was Neues anfangen. Wenigstens eine von uns. Wirst schon sehen, wir suchen dir eine super Mitbewohnerin.«

Ich habe meinen Arm unter ihrem Körper nicht weggezogen. Aber der Impuls war da und er ging nicht mehr weg. In meinen Ohren hämmerte dieser eine Satz, abends, wenn ich einschlafen wollte und nicht konnte, wenn ich in Vorlesungen saß, die mich allesamt nicht interessierten, wenn ich im Supermarkt an der Kasse stand mit meinen fünf armseligen Produkten, immer dieser eine Satz, die Schlussfolgerung: Sie wollten mich nicht dabei haben, am Ende waren sie Mutter und Tochter, und ich gehörte da einfach nicht dazu.

Minna ist jetzt umringt von Rikscha-Fahrern. Ich will überhaupt nicht Rikscha fahren. Das geht doch nicht. Das kann man doch nicht. Sich so von anderen durch die Stadt. Da ist einem doch unwohl dabei. Aber ich habe lieber nichts gesagt. Unser Schweigen verunsichert mich. Minna dagegen sieht so selbstbewusst aus wie immer. Sie hat den verschwitzen Zettel mit der Bleistiftadresse in der Hand und schwingt ihn vor der Brust wie ein Schwert.
Seit unserer Ankunft in Delhi irren wir durch die Straßen: Minna im Sommerkleid, die tatkräftig vorweg schreitet und beharrlich nach der Hoteladresse fragt, und ich, die ihr hinterher trottet in einem Trekkingoutfit, das mich aussehen lässt wie eine europäische Reiseführerin, und bepackt mit einem Rucksack wie für eine Urwaldexpedition. Sogar einen khakifarbenen Hut hat mir meine Mutter aufgeschwatzt, weil, O-Ton: »Die Sonne dir deine schöne, helle Haut bestimmt gleich verbrennt. Und Sommersprossen, die wirst du eh mehr als genug kriegen.«
Minna hat gelacht, als sie mich gesehen hat. Sie wusste genau, was passiert war. Sie hat mir den Hut abgenommen, ihn sich aufgesetzt und mir ein Tuch um den Kopf gebunden. Es war eines von Clara, ich habe den Geruch sofort erkannt. Mir stiegen Tränen in die Augen. Minna tat so, als bemerke sie nichts.

Ich weiß nicht, ob sie auf meine Besuche gewartet hat. Sie hat mein Schweigen respektiert und ich ihres. Ich wollte sie nicht stören, ihre Zweisamkeit. Aber in Gedanken war ich immer bei ihnen, bei Minna, wie sie an Claras Bett sitzt und ihre Hand hält. Bei Minna und mir, wie wir

früher auf diesem Bett Trampolin gesprungen sind. Clara hat nie geschimpft. Clara ist mitgesprungen und hat Kissen nach uns geworfen. Bei Minna zu Hause gab es nur Clara. Ich hätte trotzdem sofort mit ihr getauscht.

Unsere Wohnung, oder besser meine Wohnung, ist immer noch genauso leer wie damals. Doch das weiß Minna natürlich nicht, dass es das Echo aus dem Nebenzimmer immer noch gibt. Als würde mich jemand rufen. Als würde ich mich selbst rufen, weil außer mir nie jemand in der Wohnung war. Eine leere Wohnung. Da empfängt man keine. Da will man keine. Empfangen. Ich bin froh, dass die Wände weiß sind, dass Wand und Decke das Gleiche sind und es nur eine Frage der Perspektive und Haltung ist, ob ich nun an die Decke starre oder an die weiße Wand. Minna würde mich für verrückt erklären, mich schräg ansehen, so von der Seite. In ihrem schiefen Blick läge ihre ganze Sympathie für mich, und das würde mich dazu bewegen, vielleicht doch etwas in die Wohnung zu stellen. Aber egal, was es wäre, ohne Minna bliebe die Wohnung leer. Ich habe mir auch nie einen Mitbewohner gesucht. Die Wohnung ist günstig, oder besser, meine Eltern haben kein Problem damit, sie zu zahlen.

»Gesellschaft würde dir vielleicht gut tun«, hat mein Vater einmal ins Telefon genuschelt, eine halb verschluckte Feststellung, so wie er sie mir früher schon, immer drei Zentimeter über den Zeitungsrand hinweg, zugeworfen hat, während seine Augen starr an einer Überschrift hängen blieben.

Nach ein paar Monaten fand ich einen verpassten Anruf von Minna auf meinem Handy. Die Welt, mein Atem, stand still. Jetzt also war es so weit. Gelähmt saß ich am Küchentisch, es dämmerte schon und ich saß noch immer da und konnte nicht zurückrufen. Mein Smartphone lag vor mir auf dem Tisch. Als es aufleuchtete, warf das Display einen Lichtstrahl an die Decke. Minna hatte eine Sprachnachricht geschickt. Die Nachricht anzuhören war wie sterben, bitte tot sein, sofort, auf der Stelle. Aber nicht ich starb, Clara war gestorben. Minnas aufgezeichnete Stimme sagte, die letzten Wochen seien hart gewesen. Sie sagte, sie sei so sauer auf mich. So enttäuscht. Die Aufnahme schluchzte. Minna sagte, wann die Beerdigung stattfinde und dass sie hoffe, ich würde kommen.
Aber ich kam nicht. Ich konnte nur daran denken, dass Minna mir zu spät Bescheid gesagt hatte. Dass ich mich nicht verabschieden konnte. Dass.

Jetzt winkt Minna mir zu, steigt in eine Rikscha ein. Langsam verlasse ich den Schatten und setze mich dazu.

Florian Kurz

Mach es dir so richtig bequem. Lege deine Arme entspannt ab, auf die Stuhllehnen oder auf die Oberschenkel, so, wie es sich für dich gut anfühlt. Stell dir vor, wie dein Körper ganz schwer wird, und lass die Anspannung los. Dein Kopf ist leicht und frei. Nimm dir einen Moment, um diese Empfindung zu genießen. Du bist vollkommen ruhig.

Achte jetzt auf deine Atmung. Dein Bauch hebt und senkt sich langsam und gleichmäßig. Spüre, wie der Atem ein- und ausströmt, ganz von selbst. Mit jedem Einatmen atmest du Entspannung ein, mit jedem Ausatmen lässt du etwas mehr los.
Gedanken kommen und gehen, sie sind jetzt ohne Bedeutung. Du bist vollkommen ruhig.

Wir unternehmen nun gemeinsam eine Reise. Stell dir zunächst vor, dass an der Wand gegenüber eine Tür erscheint. Erst ist nur ein blasser, rechteckiger Umriss zu erkennen, aber je länger du hinsiehst, desto deutlicher kannst du den Türknauf und die Maserung des Holzes ausmachen. Lass dir Zeit und stelle es dir solange vor, bis du es klar vor deinem inneren Auge sehen kannst. Male dir anschließend aus, wie du aufstehst, auf die Tür zugehst, den Knauf umfasst und daran ziehst. Ganz ohne Widerstand lässt sich die Tür öffnen. Du schreitest hindurch und stellst fest, dass du dich nun in einem herrlichen Herbstwald befindest.

Du lässt deinen Blick in die Höhe schweifen: Ein blauer Himmel schaut freundlich auf dich herab. Wenige, weiche Wolken ziehen langsam und friedlich darüber, sie sehen rein und strahlend aus. Mit geschlossenen Augen genießt du die Sonnenstrahlen auf deinem Gesicht und deinen Armen, sie fühlen sich angenehm warm an.

Nach einer Weile bekommst du Lust, spazieren zu gehen. Du folgst einem Waldweg und betrachtest dabei die bunten Blätter an den Bäumen, die in rot, gelb, grün und orange leuchten. Auch der Waldboden ist von Blättern bedeckt. Sie rascheln unter deinen Schritten, hörst du es?

Genussvoll atmest du beim Gehen die Gerüche des Waldes ein. Es riecht würzig, nach Laub und feuchter Erde. Der Duft des Waldes umgibt dich ganz. Seine Luft tut dir gut, sie ist frisch und klar. Ein leichter Wind kommt auf, und du spürst, wie er sanft dein Gesicht streichelt und deine Haare wehen lässt. Er löst ein paar Blätter, die langsam zu Boden trudeln.

Lass auch du dich jetzt auf den Waldboden ins Moos sinken, das sich weich anfühlt und nach feuchtem Gras duftet. Hinter dir steht eine große, alte Kastanie. Du lehnst dich an ihren Stamm. Die Borke ist fest und beständig, sie gibt dir ein Gefühl von Geborgenheit. Bleib eine Weile so sitzen. Genieße die Geräusche des Waldes, das Knacken der Zweige und das Rauschen der Blätter im Wind. Betrachte ihr Farbenspiel über dir. Du fühlst dich wohl und

sicher. Neben dir liegen runde, dicke Kastanien. Du hebst eine von ihnen auf und nimmst sie zwischen die Hände. Spürst du, wie sie ganz glatt und warm gegen deine Handflächen drückt?

Nach einer Weile stehst du wieder auf und folgst einem Pfad, der dich tiefer in den Wald hineinführt. Während du gehst, spürst du, wie die Wärme auf deinen Armen nachlässt. Du hebst den Blick und siehst, dass Wolken vor die Sonne gezogen sind. Der Wind streicht angenehm leicht und kühl über deine Wangen.
Der Weg, dem du folgst, wird nun abschüssig. Langsam tastest du dich über den steinigen Untergrund und setzt deine Schritte ganz bewusst fort. Du lässt dir Zeit und genießt das Gefühl, ohne Anstrengung bergab zu gehen.

Halte jetzt einen Moment inne und sieh dich im Wald um: Du stehst zwischen tiefgrünen Tannen, auf denen Eichhörnchen umherspringen. Eines von ihnen sitzt auf dem Baum direkt neben dir, und du erfreust dich an seiner Kraft und Wendigkeit, als es den Stamm hinabklettert und neugierig auf dich zukommt. Du gehst in die Knie, streckst vorsichtig deine Hand aus und streichelst es. Es fühlt sich warm und weich an. Das zutrauliche Tier klettert auf deine Schulter und schmiegt sich an deine Wange. Du genießt die Berührung und bist glücklich, dass du in diesem schönen Wald spazieren gehst.

Als das Eichhörnchen dich nach einer Weile verlässt, stehst du auf und setzt deine Wanderung fort. Über dir schließt sich das grüne Nadeldach der Bäume. Du spürst wieder den Wind, der durch das Tal fährt, auf deiner Haut und merkst, dass es kälter geworden ist.

Nachdem du ein Stück gegangen bist, spannt sich ein großes Spinnennetz mitten über deinen Weg. Kurz zögerst du, aber dann siehst du, dass das Netz verlassen ist. Du gehst hindurch und merkst, wie sich die Fäden auf deine geschlossenen Augen und deine Wangen legen.
Dann fühlst du, wie dünne Beine über dein Haar huschen, und verstehst, dass das Netz noch bewohnt war. Du hebst die Hand und willst die Spinne abstreifen, aber sie ist schon in deinen Nacken gesprungen und hinten in deinem T-Shirt gelandet. Du schlägst mit der flachen Hand auf deinen Rücken, bis die Spinne tot hinausfällt, ein schwarzes Knäuel aus Beinen und Sekret. Du schüttelst dich vor Ekel und spürst, wie die Gänsehaut von deinen Schultern die Arme hinabwandert.

Du kommst an einer Gruppe von großen Felsen vorbei, die sich wie ein Tor über den Weg wölben. Die Steine ragen bedrohlich vor dir auf, du lässt deinen Blick darüber streifen und siehst Moose und Flechten leuchten, in blassgrün, grau und weiß. Du berührst den Fels, er fühlt sich rau an. Als du deine Hand wieder zurückziehst, schneidest du dich an seinen scharfen Kanten. Du merkst, wie ein kleiner Tropfen Blut an deinem Daumen herabrinnt, und spürst ein gleichmäßiges Pochen. Dann schreitest du durch das Felsentor.

Hier ist es dunkler, die Bäume sind nur noch schwarze Schemen am Wegesrand. Du gehst weiter. Der Geruch von Moder steigt in deine Nase, du atmest ihn tief ein. Vor dir auf dem Weg siehst du einen länglichen Gegenstand. Du näherst dich ihm und stellst fest, dass es eine verwesende Leiche ist. Du trittst näher heran und betastest ihre Finger, die sich wie Gummi anfühlen, und spürst, wie dir übel wird. Dein Blick folgt der Linie der seltsam verrenkten Gliedmaßen, wandert über offene Stellen, von fetten Maden durchsetzt, die Ränder ausgefranst, hinauf zu dem entstellten Gesicht. Du erkennst, dass dort dein ehemaliger Turnlehrer liegt. Seine leeren Augen verfolgen dich, als du stolpernd und schreiend das Weite suchst.

Nach einer Weile beruhigst du dich wieder und siehst dich um. Bäume gibt es hier keine mehr, schroffer Fels umgibt dich. Du stehst in einer Schlucht. Du setzt dich auf den Boden und spürst seine unangenehme Feuchtigkeit, bald fühlt sich deine Kleidung klamm und kalt an. Der Wind pfeift laut in deinen Ohren. Am anderen Ende der Schlucht taucht ein schwarzer Schatten auf. Du erstarrst, während sich die Bestie dir nähert. Sie hat Zähne und Klauen, sie stinkt aus dem geifernden Maul. Aber ihr Blick ist nicht auf dich gerichtet, sondern auf etwas, das sich hinter dir befindet. Du drehst dich um und siehst am anderen Ende der Schlucht ein Reh stehen. Der Schatten beachtet dich nicht weiter, sondern bewegt sich auf das Tier zu, das vor Angst gelähmt ist. Du lehnst deinen Rücken an den Fels und verschränkst die Arme hinter dem Kopf.

Die Bestie macht einen Satz und versenkt ihre Zähne in der Flanke des Rehs. Du hörst seine kläglichen Schreie und kannst dir seinen Schmerz vorstellen, als das Ungeheuer ihm die Hälfte des Beins abreißt. Das Reh versucht sich fortzuschleppen, aber das Ungetüm springt ihm auf den Rücken und verbeißt sich in seinem Genick. Was es danach noch mit dem zarten Tier anstellt, willst du nicht mehr sehen, und du rennst los, während das rhythmische Grunzen der Bestie hinter dir leiser wird.

Du verlässt die schlucht und gehst weiter. Dir wird bewusst, dass du den weg zurück längst nicht mehr finden könntest. Du irrst durch den wald, während es nacht wird und wieder tag, und wieder nacht, und wieder tag. Irgendwann wirfst du dich auf den boden und beschließt, dort liegen zu bleiben. Du spürst, wie das laub unter dir fault, lässt dich von regen begießen und von der sonne bescheinen. Irgendwann fällt der erste schnee, aber du liegst und liegst, mal weinend, mal stumm.

Und eines morgens weißt du, dass es genug ist. Du stützt dich auf die abgemagerten unterarme, sie schmerzen auf dem eisigen grund. Du schüttelst den schnee ab und bewegst dich vorsichtig, während das blut kribbelnd zurückströmt. Und brichst zum letzten teil der reise auf.

der schnee knirscht bei jedem schritt. eisiger nachtwind flüstert in den tannen am wegesrand. klar und kalt die verschneite welt. du wanderst einsam. der weg ist steil, der gipfel fern. weiße

wolken entstehen und vergehen. in der ferne die lichter eines dorfes. rauch wabert über den schornsteinen, der wind trägt ihn fort. die häuser schmiegen sich zum schutz vor der kälte eng aneinander. unerreichbar. die andere richtung. der weg ist steil, der gipfel fern.

das gepäck auf den schultern, woher kommt es? es beschwert die schritte und macht den rücken krumm. undeutliche formen säumen den weg. es sind die anderen, diejenigen, die gescheitert sind. ihre bleichen erstarrten gesichter erzählen von sehnsucht und hoffnung. die eiszapfen an ihrer kleidung berichten von leid. im dunkel zwischen den tannen liegen abgründe. wer sich hier oben verirrt, findet nicht mehr zurück. der weg ist steil, der gipfel fern.

wie weit es noch ist nebelschwaden ein fuß vor den anderen vom weiß verschluckt
eisbrücken schwingen sich in schwindelnder höhe über bodenlose schlünde
dunstige nebelfetzen ziehen über die eisigen schluchten es fällt ihnen leicht sie sind nicht so menschenschwer
zu beiden seiten die felsen schwarz und drohend
der weg ist steil der gipfel fern
das eis greift tief die hauchdünne luft der mut ist längst dahin zu viele andenken zu viel sehnsucht
taubheit breitet sich aus
die felsen sind verschwunden

unendliche wälder ziehen vorüber vermischen sich mit dem himmel den gebirgen dem all

eiskristalle

das ferne ende der nahe anfang das nächtliche weiß zerfasert dreht sich im strudel der schwärze

der nacht der ewigkeit der sehnsucht der

schneebedeckte gipfel ragen hoch in die klare nacht

unter dir ziehen die weißen wolken

der gesang der schwerelosigkeit klingt in deinen ohren

die menschen sind unendlich fern

die sterne zum greifen nah

die ruhe ist

vollkommen

vollkommen

vollkommen

nur

schweigen schweigen schweigen schweigen schweigen

schweigen schweigen schweigen schweigen

schweigen schweigen schweigen

schweigen schweigen

schweigen

Philipp Neudert

Der Himmel über Sylt

Meine Augen sind offen. Ich habe aufgehört, an Felix zu denken. Wir sind uns im Urlaub auf Sylt begegnet. Wir müssen sechzehn gewesen sein. Vielleicht siebzehn.
Es war beim Bierkaufen in List auf Sylt, in einer alten, engen Getränkehandlung, in der immer die *Beatles* oder die *Animals* oder die *Beach Boys* und solche Sachen liefen. Der Verkäufer war so ein alter Hippie, mit weißen Haaren bis zum Hintern und langem Bart und Ohrringen und was weiß ich.
Felix stand mit einem Sixpack Jever vor mir in der Schlange. Ich hatte mir ein paar Astra Urtyp geholt. Mir war gleich seine schöne, gleichmäßige Bräune aufgefallen, und der Sand, der an seinen Waden klebte und langsam trocknete und dabei irgendwie glänzte oder vielmehr glitzerte. Ich weiß nicht genau, wie ich das beschreiben soll. Er war sehr schlank. Sein Haar war dunkel und feucht, er musste schwimmen gewesen sein. Sein Blick war gleichermaßen intensiv und verträumt, als begreife er alles, was ihn umgab, und nehme es zugleich nicht zur Kenntnis. Ein Blick, wie ich ihn niemals wieder gesehen habe.
Es war einer der heißesten Sommer auf Sylt, an den ich mich erinnern kann. Die Sonne brannte von einem leuchtend blauen Himmel herunter. Das Meer war wild, die Gischt fast unnatürlich weiß. Alle Urlauber gingen surfen, schwimmen oder wenigstens Radfahren. Alle waren gutgelaunt. Alle trugen Sonnenbrillen. Allen war es wichtig, eine Sonnenbrille zu tragen. Ich

trug eine silberne, verspiegelte Ray Ban. Das weiß ich noch genau. Ob wir im Laden ins Gespräch kamen oder auf dem Weg zum Strand, ich bin mir nicht mehr sicher. Felix fragte mit einem Blick auf das Bier, ob ich jetzt gut vorbereitet sei auf den Abend. Er fragte das mit einem ironischen Unterton und gleichzeitig selbstironisch, als bedauere er eigentlich, dass er mich auf diese Weise ansprechen musste, dass es gewissermaßen keine andere, keine bessere Möglichkeit gab. Sein Ausweg bestand darin, so zu tun, als nehme auch er seine Verstellung nicht ernst. Sein Blick war da bereits anders als im Laden: etwas müde und etwas traurig aus intelligenten Augen. Er trug keine Sonnenbrille. Was ich ihm entgegnete, weiß ich nicht mehr. Es stellte sich heraus, dass wir beide auf dem Weg zum Weststrand waren. Wir gingen und sprachen von Wellen und Wind. Auf unserem Weg fielen mir ein paar Leute auf, die ich von früher kannte, ich war schon als Kind immer auf Sylt gewesen. Ohne dass wir es explizit thematisiert hätten, bildete sich eine Gruppe, und wir liefen gemeinsam weiter, nicht in dauerndem Gespräch, aber einander immer zugewandt. Niemand drängte sich auf. Alles ergab sich locker und natürlich.

Am Weststrand angekommen, legten wir uns in den Sand und öffneten unsere Bierflaschen. Die Stimmung war gut. Wir sprachen von Serien, von Mode und Musik. Ab und zu wurde Volleyball gespielt oder Boccia. Alle blieben, bis die Sonne unterging. Fast alle blieben länger. Der Nachtwind war angenehm kühl nach so viel Sonne. Wir besprachen inzwischen fast nur noch abstrakte Themen, redeten von Ideen, von fernen Konflikten und theoretischen Problemen, von Politik und Genderfragen, nicht von uns. Und doch tastete man sich ab in

solchen Unterhaltungen, prüfte, wer noch welche Anspielung verstand, wer wann nichts mehr begriff und aussteigen musste. Wir testeten einander und stellten uns den Tests der Anderen. Dazu tranken wir und tranken wir und rauchten Zigaretten.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang kam die Idee auf, schwimmen zu gehen. Einige schwammen nackt. Der Himmel über Sylt war unbewölkt. Der Mond war annähernd voll. Ich fühlte mich frei, auf eine beängstigende Weise. Der Sand war kalt geworden. Das Wasser war sehr kalt. Auf dem Meer glitzerte das Licht des Mondes und der Sterne. Eine Welle strich über meine Zehen. Ich ging noch einige Schritte, bis ich bis zur Hüfte im Wasser stand. Felix war neben mich getreten. Meine Hände waren kalt. Er fragte, ob ich mich noch an das Lied aus dem Getränkeladen erinnern könne. Es waren die Beatles gelaufen, das wusste ich noch. Den Titel des Liedes hatte ich vergessen. Ich nickte.

Felix lächelte. »Ich habe die Stones ja immer lieber gehabt als die Beatles. Ich denke, das verrät einiges über mich.«

Ich versuchte mich an einem fragenden Blick.

»Die Beatles waren Arbeitersöhne, die ins Bürgertum drängten, ins Populäre", erklärte Felix. Er hatte einen Hang zum Erklären. »Die Beatles haben den Massengeschmack bedient und gleichzeitig klassische Einflüsse hereingelassen. Auch Exotik, Esoterik. Was immer das Bürgertum gerade bewegte. Im Grunde wollten sie nichts anderes, als in einer behüteten, stabilen Mitte ankommen, mit der sich jeder abfinden kann. Die Stones dagegen kamen selbst aus der Mittelschicht, aber sie drängten ins Anarchische, Extreme. Jagger trifft Richards auf

dem Weg zur London School of Economics, aber die Musik, die sie machen, ist das Gegenteil von Aufklärung, sie ist gegen die Normalität gerichtet. Da ist so viel Rohes, Barbarisches, Körperliches. Knochengeklapper, das aus dem Urwald dringt. Rape, murder! It's just a shot away! Sie feiern die Zerstörung. Sie umarmen die Zerstörung. Sie wissen: Glück hat viel mit Zerstörung zu tun. Dylan, der ist noch so ein bürgerlicher Renegat, auf seine Weise. Und ich...«

Er unterbrach sich. Ich warf meinen Zigarettenstummel in die Wellen. Er wurde mitgerissen. Obwohl mich der Inhalt seiner Erklärungen selten interessierte, hörte ich Felix immer gern zu, in diesem Moment und auch später noch.

Er nahm meine Hand. »Glück hat viel mit Zerstörung zu tun, und Barbarei viel mit Freiheit.«

Ich erwiderte den Blick seiner traurigen klugen Augen.

»Smells like teen spirit.«

Sein Lächeln war matt. Er beugte sich zu mir herunter, um

mich zu küssen. Ich schloss meine Augen. Er schmeckte nach

Jever. Am Strand wurde uns, glaube ich, applaudiert.

»With the lights out, it's less dangerous«, flüsterte er in

mein Ohr. Ich lächelte. Wir küssten uns erneut. Der Mond war voll. So voll.

»Hast du Lust, schwimmen zu gehen?«, fragte ich.

Natürlich hatte er.

Wir fassten uns an den Händen und sprangen ins Wasser. Wir schwammen ein paar Meter hinaus und dann parallel zum Strand. Wir entfernten uns von den Anderen. Es war sehr kühl, sehr dunkel. Ich hatte keine Angst. Wir sprachen weiter von Glück und Musik. Nach fünfzig Metern blieben wir stehen. Das Wasser war nicht tief. Meine Zehen vergruben sich im Sand. Wir küssten uns wieder. Er streichelte meine Hüfte, meinen Rücken. Ich küsste ihn wilder. Er war ein wirklich hübscher Junge.

Sieben oder acht Jahre später sitze ich in der *Coffee Lounge* im Wolkenkratzer von *B&C*, der Großbank, bei der ich angestellt bin, in einem bequemen Schalensessel mit rauchgrauem Bezug. Ich kann mir kostenlos Kaffee in diversen Zubereitungsformen und Röststufen, frisch gemixte Smoothies und täglich wechselndes Gebäck servieren lassen. Ich habe einiges getan, um hier sitzen zu können. Ich bin mir meines Glückes bewusst. Das jeweilige Gebäck des Tages steht auf einer Schiefertafel mit Kreide angeschrieben. Heute gibt es: *Dinkel-Scones mit Soja-Sahne und Goji-Marmelade.* Die Schiefertafel sieht auf dem grau karierten, makellosen Teppichboden denkbar fremd aus. Ich bin nicht besonders häufig in der Coffee Lounge. Nicht aus Protest, schlicht aus Zeitmangel. Ich trinke ungesüßten Espresso. Im Augenblick bin ich der einzige Gast.

Ich warte auf den neuen Projektmanager. Ich bin nicht nervös. Wir hätten uns auch in einem Büro treffen können, der Manager hat die Coffee Lounge vorgezogen. Es macht mir nichts aus. Ich vermute in ihm ein Exemplar der *neuen Führungskraft*, die nicht als Autorität gefürchtet, eher wie ein großer Bruder angehimmelt werden will. Er verspätet sich ein wenig. Ich warte.

Hauptsächlich in solchen Momenten denke ich an Sylt, an den Himmel über Sylt. Ich verdiene diese Momente nicht. Ich plane sie nicht. Ich rühre in meinen Espresso. Ich rücke meinen Kragen zurecht. Ich lehne mich zurück. Ich schließe meine Augen.

Felix und ich blieben nicht lange im Wasser. Es war einfach zu kalt. Wir legten uns an den Strand. Wir waren allein. Ich bat ihn, mich zu küssen. Ich fror, ich war nass, ich war sandig. Auch er war klamm und zitterte, doch als er mich umarmte, spürte ich seine Erektion. Ich fühlte sie an meinem linken Oberschenkel. Ich kann mich genau an die Stelle erinnern. Er legte eine kalte Hand auf meine Hüfte und küsste meinen Hals. Langsam tasteten sich seine eisigen Finger an der Innenseite meiner Oberschenkel nach oben.

Ich blicke aus dem Fenster. Die Luft außerhalb unseres Wolkenkratzers ist grau und undurchsichtig. Wir sind in dichten Nebel gehüllt. Vielleicht in eine Wolke. Weder die Stadt noch das Meer sind zu sehen. Mir kommt der sinnlose Gedanke, dass die ganze, von uns finanzierte Welt möglicherweise längst nicht mehr vorhanden sein könnte, dass es möglicherweise nichts gibt, kein Ausland, keine Märkte, kein Meer. Nur unsere Büros. Nur unsere Coffee Lounge. Ich sehe nichts weiter. Nebel und Wind. Regen. Schlieren am Glas. Ich schließe meine Augen. Wieder.

Felix Eltern bewohnten ein palastartiges Ferienhaus. Es gab eine prachtvolle Rosenhecke, Blumenbeete, mehrere hochgewachsene Birken und Lindenbäume. In der weitläufigen Gartenanlage stand eine Hütte, in der Felix schlief. Hier nisteten wir uns ein.

»Wir könnten auch ins Haus gehen«, sagte Felix, »meine Eltern werden nichts dagegen haben, dass du da bist. Abgesehen davon geht es sie auch nichts an.«
Solche Aussagen ließen ihn abgeklärt und selbstsicher wirken in meinen jungen Augen. Sein offensichtliches Wissen machte ihn zusätzlich attraktiv. Ich genoss es, mich seiner Anziehungskraft hinzugeben. Was an dieser Figur echt war und was nicht, konnte ich nicht feststellen. Es interessierte mich auch nicht. Ich wollte nicht sein wie er, aber ich wollte so sein können.
Die folgenden Tage verbrachten wir fast ausschließlich zusammen. Wir unterhielten uns. Wir gingen schwimmen. Wir hatten jede Menge Sex. Es war eine wirklich gute Zeit. Drei Tage, nachdem wir uns getroffen hatten, verließ ich Sylt, um von Hamburg nach Singapur zu fliegen. Ich besuchte dort eine studienvorbereitende *Summer Academy* der *Singapore Finance&Business School* mit internationaler Ausrichtung. Die Bewerbung für die *Academy* und ein entsprechendes Stipendium war eines der ersten Projekte, die ich ohne jede Hilfe erfolgreich angegangen war. Dass es geklappt hatte, vermittelte mir das Gefühl, autonom und erwachsen geworden zu sein. Ich ging in Hamburg zum Gate, die Sonne verschwand hinter dem Rollfeld, und ich trat in mein neues, besseres, freieres Leben. So dachte ich es damals.
Felix und ich hatten Kontaktdaten ausgetauscht. Daraus ergab sich erstaunlich wenig. Ein paar Mal versuchten wir, uns zu einem Treffen zu verabreden, zu dem es letztendlich nie kam. Unser Kontakt wurde seltener, dann sporadisch. Schließlich ließ er nichts mehr von sich hören. Er schreibt Gedichte und studiert Kunstgeschichte. Das ist das Letzte, was ich von ihm weiß.

Dass ich davon erfahren habe, liegt nun drei Jahre zurück. Ich schreibe ihm nicht mehr. Zu oft hat er meine Nachrichten, auch längere, emotionale, unbeantwortet gelassen. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Ich habe das alles nie so schwer genommen. Ich habe aufgehört, an Felix zu denken.

Abends nach der Arbeit gehen alle feiern. Ich gehe mit allen. In Augenblicken, in denen ich mich unbeobachtet fühle, starre ich ins Stroboskoplicht, bis es wehtut, bis meine Augen tränen. Ich höre die Wellen. Ich sehe den Mond. Ich fühle mich leicht, und das Gewicht der Welt wird spürbar. Ich fühle mich frei. Ich fühle mich lebendig. Als ich an diesem Strand auf dem Rücken liege, liegt alles, mein ganzes Leben, *so viele Leben* beängstigend offen vor mir. Ich muss nur meine Hand ausstrecken. Ich muss nur eine Tür aufstoßen. Mein Blick ist in den Sternenhimmel gerichtet. Mein Rücken wird in den kühlen Sand gepresst. Er ist über mir – schwer, geschickt und voller Kraft. Ich sehe den Mond. Ich sehe die Sterne. Meine Augen sind offen.

Johannes Pittroff

Die Verwandlung

Als Max Meyerling eines Morgens aus einem traumlosen Schlaf erwachte, war er tot. Er lag eine Weile gedanken- und regungslos da, nur gestört vom Klang der Autos, die vor seinem Fenster vorbeirauschten wie die Wellen eines kleinen Meeres. Tageslicht schien durch den Vorhang und erstickte im dunklen Schleier der weißen Wände. Max Meyerling tastete vorsichtig seinen Körper ab, um zu erspüren, wie er sich fühlte – kein Zweifel: Er war in der Nacht verstorben. Er sah sich in dem Raum um, in dem er noch am Vorabend gelebt hatte: Die Socken von gestern lagen vor dem Bett, neben dem Tisch zwei leere Pizzaschachteln, hier und da wohl etwas Staub; ansonsten hatte er das Zimmer in einem akzeptablen Zustand zurückgelassen. Er stand auf, zog Kleidung an, machte sich eine Tasse Kaffee und ging, die Tasse in der Hand, in der seltsam leer wirkenden Wohnung auf und ab. Seine Augen blieben an dem Foto von Franka Falsenfelser hängen, das über dem Schreibtisch mit einem Streifen Tesafilm befestigt war; sie hatte sich für heute Nachmittag angekündigt, er hatte sich vorgenommen, Kuchen zu besorgen, vielleicht auch die leeren Pizzaschachteln wegzuräumen, die noch von ihrem letzten Besuch dalagen. In jäher Entschlossenheit trank er langsam den Kaffee aus, zog sich eine Jacke über und machte sich auf den Weg in Richtung des Edeka-Marktes, in dem sich die nächstgelegene Bäckerei befand. Ihm fiel ein, dass er bei der Gelegenheit noch Obst und Margarine kaufen könnte, da beides im Begriff war, auszugehen.

Unterwegs warf er immer wieder heimliche Blicke auf die Gesichter vorbeigleitender Passanten; er wollte herausfinden, ob sie seine Veränderung bemerkten, doch niemand beachtete ihn. In dieser Hinsicht war also alles in Ordnung.

Der weite, hohe Raum des Supermarkts empfing ihn gleichgültig und freundlich. Die Produkte erstrahlten in gelb-grünlichem Licht, wie aus einer inneren Kraft heraus. Der Anblick ihrer Vielfalt sickerte in seinen Magen hinab und gerann zu einem Klumpen aus Melancholie. Er würde es vermissen, vor lückenlos gefüllten Regalen die Freiheit der Wahl in sich zu spüren. Während er an der Kasse stand und den jungen Kassierer betrachtete, der in behänder Anmut das Gewählte scannte und abrechnete, wurde Max Meyerling sich schlagartig bewusst, dass dieses Wochenende für ihn ewig dauern würde; nie mehr früh aufstehen, müde sein und funktionieren. Die Melancholie in seinem Magen löste sich, stieg durch Brust und Hals empor und entwich durch die Ohren. Beim Bäcker hatte er eigentlich zwei Stück Marmorkuchen kaufen wollen, entschied sich aber spontan für eine Schoko-Kirsch-Torte, die er sich zur Hälfte einpacken ließ; Kalorien- und Cholesterinfragen konnten ihm jetzt auch egal sein. Die Tüte Äpfel, aus Gewohnheit mitgenommen, warf er beim Hinausgehen in den Mülleimer. Ein Produkt, das er sicherlich nicht vermissen würde.

Als Franka Falsenfelser ihn am Nachmittag besuchte, schien auch sie zunächst keine Veränderung zu bemerken.

»Na, wie geht's?«

»Es ist vorbei mit mir.«

»Ja, so siehst du aus.«

Ein Kuss und ein Lächeln, dann Kaffee und jeder ein Stück Torte, er sogar noch ein zweites hinterher. Franka Falsenfelser schien unterdessen das ganze Ausmaß der Situation zu begreifen und begann zu weinen. Max Meyerling legte seine Hand auf ihre und streichelte sie leicht. Er versicherte ihr, dass es keinen Grund zur Trauer gebe; es gehe ihm viel besser dort, wo er jetzt sei. Er wartete, bis sie ihren Kaffee ausgetrunken hatte, um ihr behutsam zu vermitteln, dass man ihn nun in Frieden ruhen lassen möge. Zum Abschied standen sie sich noch einmal gegenüber, sie bereits auf dem Flur, er an den Türrahmen gelehnt. Ihre Augen blickten ihn glänzend an, in Erwartung von irgendetwas. Er antwortete mit einem milden, entrückten Lächeln.

Max Meyerling setzte sich für eine Zeit, die für ihn bedeutungslos war, ans Fenster und sah hinaus auf die Straße, welche die Menschen wie jeden Tag nutzten, um ihrem Leben nachzugehen. Er hatte nie das Gefühl gehabt, es zu verstehen, das Leben, doch gab es dazu jetzt keine Notwendigkeit mehr. Er betrachtete den Raum, der um ihn lag, und erwog Möglichkeiten, sich die Zeit im Jenseits ein wenig zu vertreiben. Schließlich durchstöberte er seine alte CD-Sammlung, wählte ein Best-of von Janis Joplin und ließ ihre Aufnahme von

Summertime den Raum erfüllen. Er holte die übrige Torte aus der Küche und begann, den Rest mit den bloßen Fingern zu essen. Die Welt war Torte und Musik. Er war bereit für alles, was kommen mochte.

Johanna Schirmer

Landpartie

Die Landschaft: lieblich und lichtdurchflutet, der Himmel: weit und blau. Nur ein kleines Waldstück verdeckt die linke Hälfte des Horizonts, sonst: Freiheit. Die Wolken ziehen schneller vorüber als seine Gedanken. Sein Körper liegt auf offener Wiese, zerdrückt die Gräser und den dreiblättrigen Klee unter seinem Gewicht. Die linke Hüfte ruht auf einem Maulwurfshügel, trockene Erde zerkrümelt unter dem Oberschenkel. Zwischen dem Ring- und Mittelfinger seiner rechten Hand wächst ein Gänseblümchen. Die Luft lastet schwer auf seiner Haut. Sein Gesicht liegt im Dreck, im Schmutz vergraben. Sein Kopf steckt in der Erde, seine Zähne beißen ins Gras. Einige Halme ragen in seine Mundhöhle. Hinter ihm, auf halben Weg zum Horizont, passieren zwei Reiter das Bild von rechts nach links. Der Himmel wird weit, und weit weg vom Horizont liegt er und sieht das Glück vor seinen Augen nicht. Sein Herz schlägt gleichmäßig. Vielleicht ist es auch das Hufklappern dort hinten. Die Wolken ziehen vorbei, das Gras wächst, wächst über. Irgendwann kommt der Regen, und die trockenen Erdkrümel unter seinem Bein werden Matsch, er ruiniert sich die Jeans. Die Grasflecken auf seinem Hemd werden auch ein Problem sein. Eine alte Dame betritt die Szene von links, der Wind zerrt an ihrem Regenschirm. Sie blickt in Richtung Horizont, weg von der Gestalt am Boden. Nur ihr Dackel jagt über die Wiese auf ihn zu, fast so schnell wie die Wolken. Der Hund hebt die Schnauze in die Luft, trottet zu dem Körper hinüber, schnüffelt. Vom Horizont ertönt

ein ungeduldiger Pfiff, der Dackel zögert kurz, kehrt dann zu seinem Frauchen zurück. Er bleibt liegen, seine Gedanken noch immer so viel langsamer als die Wolken. Der Himmel über ihm: unerträglich weit.

David erwacht, weil direkt neben seinem Ohr ein Telefon klingelt. Zuerst ist er verwirrt, er hat sein Handy gestern Abend ausgeschaltet, um genau das zu vermeiden. Er dreht den Kopf, er hat vergessen, den Hörer des Hoteltelefons neben die Gabel zu legen. Das Geräusch ist laut, viel zu laut am Morgen und schrill. David hofft, sie gibt auf, wenn er nicht abnimmt, aber das tut sie natürlich nicht. Er greift nach dem Hörer. »Was?« »Heb deinen verdammten Arsch aus dem Bett und komm zum Frühstück.« Ihre Stimme klingt wütend, etwas Anderes erwartet er auch nicht. Sie sagt nichts weiter, sondern legt auf. Für einen kurzen Moment ist David versucht, trotzdem im Bett zu bleiben. Den Tag einfach zu verschlafen, so zu tun, als wäre die Welt vor dem Fenster nur ein schlechter Traum. Schließlich schält er sich aber doch aus dem Laken und steht auf, stößt sich den Kopf dabei schmerzhaft an der Dachschräge. Er flucht. Das Zimmer ist klein: ein schmales Bett mit durchgelegener Matratze und geblümter Bettwäsche, die passenden Gardinen hängen vor dem Fenster. Ein Stuhl, ein Schrank, ein Nachttischchen, alles aus dunklem Holz. An der Wand das wild romantisches Gemälde einer Moorlandschaft. David hasst dieses Zimmer. Er hasst dieses Gasthaus, es ist leider das einzige im Ort. Er hasst den Wirt, einen alten Freund seines Vaters, der jedes Mal versucht, ihn in ein Fußballgespräch zu verwickeln. Er hasst, dass es hier jedes Mal gleich aussieht, dass er hier jedes Mal dieselben Leute trifft. Er hasst Familienfeiern.

Valentina ist schon nicht mehr beim Frühstück, als David herunterkommt. Seine Eltern sind auch nirgends zu sehen, nur Christian, sein Schwager, sitzt noch an einem der Tische und löffelt Joghurt. Das Schreimonster kann David nicht entdecken, Gott sei Dank. Seine Nichte ist mit Abstand die schlimmste seiner Verwandten. Er holt sich einen schwarzen Kaffee und setzt sich Christian gegenüber. »Morgen!« Sein Schwager klingt fröhlich, natürlich. Und das, obwohl er bestimmt die Hälfte der Nacht die Kleine am Hals gehabt hat. »Ich hatte schon Angst, du würdest gar nicht mehr auftauchen. Ich brauch dich doch als Verstärkung. Oma Schuhmann ist immer sehr … angsteinflößend.« Die Wahrheit ist, dass Christian besser mit der Familie umgehen kann als David. »Ich glaub nicht, dass du dir Sorgen machen musst. Urenkel sind das beste Mittel, sich bei ihr beliebt zu machen.« David bereut den Kommentar sofort, als er den Vaterstolz in Christians Augen aufflackern sieht. Glücklicherweise kommt Valentina genau in diesem Moment zum Frühstücksbuffet und verhindert damit einen Monolog über die Roll- und Krabbelkünste seiner Nichte. Leider bedeutet das auch den unabwendbaren Aufbruch zum Schuhmann'schen Haus.

Die Familie: Beinahe der gesamte Schuhmann-Clan steht zusammengedrängt vor der Scheune, Rainer hantiert einige Meter entfernt mit der Kamera, befestigt sie auf dem Stativ. »Noch weiter zusammen, Leute, sonst passen nicht alle drauf«. Er wedelt mit den Händen, und wie gehorsame Schafe rücken die Schuhmanns aneinander. Nach einigen Handgriffen und Probeschüssen ist Rainer zufrieden. Er aktiviert den Selbstauslöser, sprintet hinter dem Stativ hervor und stellt sich zu seiner Frau. Nach nur drei Versuchen hat keiner mehr Lust

mitzuspielen, Rainer schickt eine Woche später das beste Foto herum, nachbearbeitet natürlich, anders verlassen seine Werke niemals das Archiv. Jetzt ist dieses Bild schon vier Jahre alt. Darauf sind zu sehen: in der Mitte Oma Schuhmann, die trotz ihres Alters einen rüstigen Eindruck macht. Sie ist seit dreiundzwanzig Jahren Patriarchin des Hauses. Links und rechts neben ihr ihre Kinder, von denen die meisten bereits selbst Großeltern sind: Rainer (der große Rainer), Mathilda, Albert. Dazu deren Partner, wenn es sie noch gibt. Die Kinder sind alle da, eine seltene Gelegenheit, wobei Kinder inzwischen auch eine irreführende Bezeichnung geworden ist. Rainers Sohn Rainer (der Fotograf) hat bereits seine eigenen Sprösslinge. Zwei Jungen, die außer ihm und seiner Frau Constanze niemand leiden kann, noch nicht einmal Oma Schuhmann, obwohl sie sich so auf ihre Urenkel gefreut hat. Valentina und Christian posieren vorne links, Hand in Hand, frisch verheiratet, das Schreimonster ist zu diesem Zeitpunkt nur ein vorsichtiger Gedanke. Hinter den beiden, halb verdeckt, steht David. Zu Rainers Verärgerung ist er der einzige, der nicht einmal entfernt in Richtung Kamera blickt. Er schaut nach oben. Vielleicht merkt er in diesem Moment zum ersten Mal, wie weit der Himmel ist.

Bei den Verwandten angekommen, muss David sechs Hände schütteln, vier Umarmungen erwidern und zwei Mal Luftküsschen geben. Er antwortet neun Mal auf die Frage »wie geht es dir?« und lügt drei Mal, wenn er sagt »schön, dich zu sehen«. Er ist nicht mehr in dem Alter, in dem irgendjemand sagt, »du bist aber groß geworden«. Zwei Leute erkundigen sich, ob er eine Freundin habe, Oma Schuhmann will wissen, ob er auch demnächst heirate, wie seine

Schwester, »damit ich das noch mitkriege«. Die meisten gratulieren ihm zu seinem Abschluss, sein Vater hat es offensichtlich schon jedem erzählt. David ist froh, dass wenigstens zwei Leute nicht nach der Kanzlei fragen oder wie ihm sein neuer Job gefällt. Sie sagen ihm nicht, er solle sich glücklich schätzen, dass seine Karriere so klar vor ihm liege, oder dass sie ihn für seine Zielstrebigkeit bewundern. Alle sagen sie ihm, wie süß seine kleine Nichte sei.
Der Lebenslauf: Geboren wird David als erster Sohn, aber als zweites Kind, drei Jahre jünger als Valentina. Eine Frühgeburt führt zu geschwächtem Immunsystem, das wiederum zu einer Infektion, vier qualvolle Wochen für die Eltern. Seitdem kein einziger Krankenhausaufenthalt. Die Kindheit: ereignislos. Mit elf Monaten in die Krippe, mit drei Jahren in den evangelischen Kindergarten, trotz katholischer Taufe. Dann mit fünf Jahren eingeschult. In der dritten Klasse erzielt der Junge bei einem IQ-Test einen ungewöhnlich hohen Wert, seine Lehrerinnen wünschen sich trotzdem mehr Engagement im Unterricht. Später dann das Gymnasium, immer noch in der gleichen Stadt, alle Hochs und Tiefs des Erwachsenwerdens. Für die Eltern wichtig hier nur das Praktikum in der achten Klasse, das David in der väterlichen Kanzlei absolviert. Von da an bessert er dort sein Taschengeld auf. Erfolgreiches Abitur, die 1,1 statt der 1,0 nur mangelnden Lernaufwands wegen. Nach einem Jahr Freiwilligendienst, anschließend das Jurastudium, immerhin ein Zugeständnis des Vaters: Sein Sohn muss nicht an derselben Universität studieren, er schafft es an den Lehrstuhl mit dem besseren Ruf. Regelstudienzeit, zweites Staatsexamen mit 27 Jahren, 15,66 Punkte. Jetzt: Angestellter in der Anwaltskanzlei seines Vaters. Zukunft: Übernahme der Kanzlei.

Das Weißwurstfrühstück ist lediglich ein Vorwand besonders früh mit dem Trinken anzufangen, und David ist das nur recht. Alkohol ist eine Möglichkeit, mit dem Tag fertig zu werden. Seine Mutter wirft ihm über das Buffet hinweg einen warnenden Blick zu, so als wüsste sie schon, was ihr Sohn denkt. Er lächelt, als hätte er sie nicht verstanden.
Sein Herzschlag: unregelmäßig. Und das schon seit einer ganzen Weile. Aber David hat es ignoriert, weil er gehofft hat, dass das Problem von selbst verschwindet. Zugegeben, manchmal fällt ihm das schwer. Wenn seine Hände feucht werden und anfangen zu zittern. Wenn er seinen eigenen Atem hört, zu schnell, zu flach, zu laut. Manchmal, nicht immer, wird seine Kehle eng und seine Muskeln verkrampfen. Manchmal, nicht immer, zieht sich ein Kribbeln über seine Handgelenke die Arme hinauf. Immer ist da sein Herz, das klopft, zu schnell, zu heftig, zu unregelmäßig. Er kann nur warten, bis es vorbei ist. Und dann versucht er zu vergessen. Darin ist er ziemlich gut.
»Der Name war eines der aufregendsten Dinge, fand ich. Das ist natürlich irgendwie lächerlich, es gibt so viel wichtigere und größere Veränderungen, aber, ich weiß auch nicht. Vielleicht hat es mich ein bisschen abgelenkt, ich war echt ziemlich nervös vor der Geburt.« David kennt die Geschichte schon. Wie auch nicht, seine Schwester liebt es, sie zu erzählen. »Ich hab mir schon in der Grundschule überlegt, wie meine Kinder mal heißen sollen. Ich hab den Zettel sogar noch, da sind alle Namen notiert. Larissa war offensichtlich einer meiner Favoriten. Dabei kannte ich nicht mal jemanden, der so heißt.« Alle hören Valentina zu. Irgendwie haben sich die kleinen Grüppchen aufgelöst, um einen großen Kreis zu formen.

Valentina bündelt die Aufmerksamkeit auf sich und muss dafür nichts anderes tun, als in einem etwas ruhigeren Moment das Wort »Babynamen« auszusprechen. »Christian und ich haben auf jeden Fall ewig nach dem perfekten Namen gesucht. Es wurde ein bisschen leichter, als wir wussten, dass wir ein Mädchen bekommen. Und der zweite Name war auch schon klar, da sind wir Christians Familientradition gefolgt, seine Mutter heißt Antonia.« David geht hinüber ans Buffet und nimmt sich noch ein Glas Sekt. Wieder spürt er den Blick seiner Mutter im Rücken. Er ist sich nicht sicher, ob sie ihn wirklich beobachtet, und er hat auch keine Lust sich umzudrehen und es herauszufinden. »Zum Schluss haben wir uns eine Entscheidungshilfe überlegt: Wenn sie helle Haare hat, soll sie Nele heißen, wenn sie dunkle Haare gehabt hätte, wäre es Katharina geworden. Auch ein bisschen verrückt, dass wir uns erst so viele Gedanken gemacht haben, und am Ende war die Entscheidung dann ganz klar.« Was weiß seine Schwester schon, was es heißt, sich Gedanken zu machen. Was weiß sie schon von Entscheidungen. David würde das gerne aussprechen, auch nur für sich selbst, aber er weiß, dass es ungerecht ist. Und ungerechtfertigt. Valentina hat schon so viel in ihrem Leben entschieden. Sie hat Christian geheiratet, ist zu ihm gezogen und hat dafür ihren Job aufgegeben. Sie hat sich entschieden, Mutter zu werden. Und sie hat sich entschieden, das Schicksal über den Namen ihrer Tochter bestimmen zu lassen. Vielleicht wünscht sich David manchmal, ein bisschen mehr wie sie zu sein. Aber das sagt er nie.

»Ich hab mich entschieden, Papa.« »Was meinst du?« »Mein Job in der Kanzlei. Die Übernahme.« »Ich wusste nicht, dass du dich dafür entscheiden musstest. Du weißt doch,

dass ich den Posten seit zehn Jahren für dich reserviert habe.« »Ich will ihn nicht.« »Ich glaube, ich verstehe nicht richtig.« »Ich will nicht in der Kanzlei arbeiten.« »Was? Hast du ein besseres Jobangebot bekommen?« »Nein, ich …« »Dann wäre es vermutlich gar nicht schlecht, wenn du es nehmen würdest. Ich dachte ja, du fängst gleich bei uns an. Aber es ist immer gut, neue Erfahrungen zu machen. Davon würde die Kanzlei auch profitieren.« »Kein anderer Job.« »Dann weiß ich nicht …« »Ich will nicht als Jurist arbeiten.« »Wie bitte? Du wolltest seit der Grundschule Jurist werden.« »Das ist zwanzig Jahre her. In der Zeit können sich die Dinge doch ändern. Mir ist inzwischen klar geworden, dass das alles nichts für mich ist.« »Dir ist nach sieben Jahren Studium klar geworden, dass Jura *nichts für dich* ist?« »Ich …« »Nach sieben Jahren Studium, die deine Mutter und ich dir finanziert haben?« »Ich weiß, dass das nicht das ist, was du hören willst.« »Ich will es nicht hören, weil es vollkommener Blödsinn ist. Traust du dir das plötzlich nicht mehr zu? Es ist ganz normal bei so großen Veränderungen nervös zu sein. Aber du kennst die Kanzlei schon, du weißt wie es läuft …« »Das ist es nicht. Ich weiß, dass ich ein guter Anwalt wäre.« »Wo liegt dann das Problem? Geht es darum, welche Chancen du vielleicht verpasst? Ich kenne das, glaub mir, hatte ich auch schon oft genug. Was wäre, wenn und so weiter. Aber das ist albern. In ein paar Monaten hast du dich eingelebt und der ganze Spuk ist vorbei.« »Ich meine es ernst, das ist nicht nur eine Phase. Ich will nicht das gleiche machen wie du.« »Was willst du dann machen? Kindergärtner werden, oder was? Es ist doch lächerlich, deine Karriere wegen irgendeiner Teenagerrebellion hinzuschmeißen.« »Das ist nicht …« »Das führt jetzt zu nichts. Du bist

betrunken. Wir reden weiter, wenn du dich wieder eingekriegt hast.«

David stürmt ins Haus. Er hat die Stimme seines Vaters im Ohr. Er hat das Gespräch im Kopf, trägt es jetzt schon seit Wochen mit sich herum, es ist immer wieder das gleiche. Er geht ins Bad, schließt die Tür hinter sich ab. Seine Hand verfehlt den Rand des Waschbeckens, als er sich abstützen will. Sie zittert. Die Wand ist weiter entfernt, als er dachte, aber schließlich schafft er es, an sie gelehnt zum Sitzen zu kommen. Die Fliesen kleben kalt an seiner Haut. Seine Hände hinterlassen Schweißnässe. Er kauert sich zusammen, starrt auf das schwarz-weiße Zebramuster und lauscht seinem Atem. Sein Herzschlag: zu schnell, zu heftig, zu unregelmäßig.

Seine Cousine wirft David einen besorgten Blick zu, fragt, ob alles in Ordnung sei. Er nickt nur. Er geht nicht zurück zur Scheune, sondern verlässt das Haus durch den Vordereingang. Dann überlegt er es sich noch einmal anders, kehrt um, verschwindet im Garten. Er kommt wenige Augenblicke später mit einem Bier zurück. Einmal möchte er es noch versuchen. Nichts mehr denken, nichts mehr fühlen. Er wandert durch den Ort, mit dem Bier in der Hand klappt das eigentlich ganz gut. Er wandert durch die benachbarten Felder, der Himmel weit, einige Regenwolken ziehen darüber. Mit der Sonne auf dem Gesicht und dem Horizont im Rücken funktioniert es sogar noch besser. Die Flasche ist leer, er wirft sie fort. Seine Gedanken werden immer langsamer. Irgendwann stolpert David. Vielleicht wegen eines Kaninchenlochs, vielleicht über seine eigenen Füße. Er fällt der Länge nach in den Dreck. Seine Gliedmaßen versuchen, den Körper wieder aufzurichten, vergeblich. Er bleibt liegen.

Der Regen hat aufgehört. Die Landschaft: brauner Matsch, graue Luft. Zwei Reiter passieren das Bild von links nach rechts. Weit weg vom Horizont setzt sich David langsam auf. Er betrachtet seine verschmutzten Hände und versucht, sie an seiner Jeans abzuwischen. Ohne Erfolg. Er schaut sich um, die zwei Reiter verschwinden am rechten Bildrand. Seine Haut ist feucht. Regen, kein Schweiß. Sein linkes Handgelenk kribbelt, er schüttelt es, massiert, bis das Gefühl wieder da ist. Sein Körper ist still. Vorsichtig steht David auf und macht sich auf den Weg in Richtung Horizont. Unter seinen Schritten schmatzt das Gras. Auf halben Weg angekommen macht er kurz halt und zögert. Dann wendet er sich nach links. Der Himmel über ihm: wolkenverhangen.

Albert Zeller

Das Liebesleben der rechten Hand

HD-dicke Lippen, die aussehen, als hätten sie schon tausend Männer geküsst, getragen in Fell, gehörnt mit Arschgeweih, begleitet mit göttlichem Stöhnen in Stereo, das einem versichert, dass keiner so gut war wie der jetzige. Das wird dir gesagt, das wird jedem gesagt, der es fertigbringt, all die fickbaren Mütter in seinem Umkreis zu ignorieren, die richtigen Wörter in die richtige Reihenfolge bringt, damit die richtigen Bilder und Fantasien fließen, in exakt 24 Bildern pro Sekunde, um da genau zu sein, in 16:9, um noch genauer zu sein, in 1080P, um das alles auf die Spitze zu treiben, insgesamt so detailliert, tief- und farbsatt, dass jede Pore zur Abyss wird, jede Operationsnarbe zum Grandcanyon, so dass du ganz und gar vergessen kannst, dass sie ein Mensch ist und nicht bloß die Summe von Haut und Haar und Form, gepresst in 2D für deine 3D-Regungen. Sowas ist wichtig, weil: Du brauchst sie nicht als Mensch, du brauchst sie als Götzen, als etwas, das du bei Bedarf aus der Ferne vergöttern und entmenschlichen kannst, etwas, das dem tierischen Fleischgewühl mit deiner Galatea nahekommt, ohne tatsächlich ins menschliche Treiben involviert zu werden, ein Substitut, am besten weich, ausladend feminin und nackt verpackt, damit du sie kneten und formen kannst, all deinen Träumen und Idyllen nach, die du aus der Ferne in sie hineinprojizierst, und all den Ähnlichkeiten nach, die du in ihr suchst, zur realen Person hin, damit sie echter wird.

Diese Frau, 1080P-Galatea, wie auch immer du sie nennen magst (du findest ja sowieso immer neue Namen für sie), hat zwei Narben, knapp unter der Brust, nicht solche, die von einem schweren Leben zeugen, mehr solche, die für schwere Rückenschmerzen und steife Nacken sorgen, und einen Körper hat sie, solider als jedes Elfenbein, tausendmal leichter und hohler, darauf ein Gesicht, weiß wie Porzellan, bemalt wie eine Geisha, gemacht, um zu gefallen, aber nicht geliebt zu werden, genau darin perfekt, genau deshalb richtig. Oh, wie sie sich rekelt! Bewegt! Sich ihrem wahren Liebhaber, der Kamera, widmet, wie die Kulisse ihr Möglichstes tut, um nicht an der Magie zu rütteln, die sie durch kleinste Laute und Reaktionen kreiert, ganz bedingungslos, ohne großes Tamtam, Seelenleben und Gegenleistungen, die man ihr entgegenbringen muss.

Auf unliebsame Art und Weise entmenschlichst du sie sogar noch mehr, indem du sie stückweise betrachtest, du teilst sie in Minuten und Sekunden auf, machst Zeitsprünge, Raffer, Loops, um dich näher aus der Realität, ferner zur Immersion zu treiben, lässt Sachen absichtlich weg, schaust dir andere dafür genauer an, in Groß und Klein beobachtest du, wie sie die Dinge tut, die sie tut, und 1080P-Galatea ist dir auch sicher dafür dankbar, hinterlass‘ am besten ein Comment oder ein Upvote, wenn‘s dir gefällt, ignoriere die notgeile, geifernde Masse, die weltweit und zeitgleich dasselbe getan hat wie du, zu denselben Bildern wie du, von derselben Statue wie du, genieß einfach die letzten Momente mit ihr, bis sie sich zum

Höhepunkt reitet, der liquide Oral-Kopfschuss sie erwischt und sie lächelnd in die Kamera schaut, nur um dich alleine zurückzulassen, wenn das Bild ausschwärzt, gerade dann, wenn du sie am dringendsten bräuchtest, deine Galatea.

Fleischbearbeitung hin oder her, Wartezeit stellt sich ein, weil du den verdächtigen Taschentuchverbrauch eines Heuschnupfen-Allergikers hast, *obwohl* du weder unter Heuschnupfen leidest *noch* Allergiker bist und du Nachschub holen musst, und dazwischen gibt es diese Pause, diese Leerstelle, die sich in dir breitmacht (genau die zwischen dem letzten und nächsten Mal), die du leider mit Gedanken füllst, die du, bis dahin immer gut und gern und *vor allem* erfolgreich ignoriert hast, aber dann und wann (und das ist leider eines dieser Dann-und-Wanns) geht das plötzlich nicht mehr, und stattdessen siehst du dich nur noch mit dieser immer größer werdenden Pein konfrontiert (»Pein« ist die kürzeste Bezeichnung, die du gefunden hast. »Seelengequältes Schmerzgejammer« war auch eine Option, klang aber zu sehr nach Popanz, die du dir selbst in deiner eigenen Gedankenwelt nicht eingestehen wolltest), die dich an die echte Galatea erinnert (die mit all dem Tamtam und den Ansprüchen auf das Seelenleben), und immer wieder redest du dir deshalb ein, dass du nicht an diesen rosa Elefanten in deinem Leben denken sollst (der mit all dem Tamtam und den Ansprüchen auf das Seelenleben), womit du aber nur genau das Gegenteil erreichst, nämlich, dass du ständig an diesen rosa Elefanten denkst (komplett ohne Gegenleistung), was dazu führt, dass du manchmal einfach so, aus heiterem Himmel (für Außenstehende), deinen Kopf gegen die

Wand schlägst, in der Hoffnung, dass die Schmerzen lauter sind als die Gedanken in deinem Kopf. Und irgendwann, da bist du dir sicher, da klappt das auch, dein Kopf wird zum Loch, deine Gedanken an Galatea zur Flüssigkeit, und all der Schmerz purzelt einfach so aus dir heraus (in exakt 24 Bildern pro Sekunde, um da genau zu sein).

Das alles ist doch ganz normal, oder? Dass du manchmal die Kontrolle über dich verlierst, oder über alles, was du als »dich« bezeichnen kannst, dass du, weil du das Gefühl hast, es sei richtig, falsche Dinge tust, von denen du denkst, dass sie richtig seien, aufgrund der Umstände, die zwar mehr als nur fragwürdig sind, aber letztendlich doch alles andere als das sind, fern von allem moralischem Wischiwaschi, abseits aller Missverständlichkeiten, weil immerhin wusstest du ja nicht, dass du allen außer dir selbst dabei eine Scheißangst einjagen könntest, um es mal lyrisch näher zu implizieren, wie du nur mit deiner vermeintlich guten Absicht bewaffnet sehr, sehr, sehr unschuldig da so gelauert hast, an dieser ganz besonderen Stelle und Straße mit guten Blick zu ihrem Fenster, wartend mit der ambivalenten Gewissheit eines Damoklesschwerts, dass ihr irgendetwas zustoßen könnte und du dann, der Ritter in strahlender Rüstung (du trägst nicht wirklich eine Rüstung, und man hat dich auch nicht zum Ritter geschlagen) aus dem Nichts heraus einfach so helfen könntest. Möglicherweise bei Tag, aber auch bei Nacht, während sie einfach nur da ist, nichts ahnend irgendwo in ihrer Wohnung, und du auch bei Nacht genau sagen kannst wo, anhand der Lichter, die vor deinen Augen an- und ausgehen. So gesehen würde der hypothetische, grün uniformierte,

uninformierte Arm des Gesetzes, an den du ständig denken musst, dich als latente Gefahr einstufen und dein Verhalten als »stalken« bezeichnen, während er dich mit Hilfe eines altbekannten, aber doch sehr bewährten Polizeigriffes in die Mangel nimmt, soll heißen: Aus dem sichtschützenden Gebüsch zieht und dein Gesicht auf den von Kaugummi übervölkerten Asphalt presst, um dir Handschellen anzulegen(der Speichel von ganzen Generationen würde dann an dir kleben). Aber das alles ist nur eine Hypothese, nicht?

Wie das eben bei Spekulation und Krebserkrankungen ist, tauchen sie immer gerade dann auf, wenn man nicht mit ihnen rechnet. Dieser Arm des Gesetzes wird also plötzlich realer, als dir lieb ist, also jetzt *wirklich*, *wirklich* real, überhaupt nicht hypothetisch, metaphysisch oder sonst irgendwie metaphorisch verdreht, verwinkelt und spekulativ, sondern alles andere als das. Dein Freund und Helfer, wenn man ihn denn so bezeichnen mag, macht *wirklich* genau das, wovor du dich die ganze Zeit gefürchtet hast, er zieht dich *wirklich* aus deinem sichtschützenden Gebüsch, presst dich *wirklich* auf den von Kaugummi übervölkerten Asphalt und bezeichnet dein Verhalten jetzt *wirklich* als »stalken«(der Speichel von ganzen Generationen klebt jetzt *wirklich* an dir). Er hat ja keine Ahnung, er weiß ja gar nicht, dass du dich in Wirklichkeit nur um sie sorgst wie um eine besonders vor dem Aussterben bedrohte Tierart, die du zu schützen versuchst, oder wie das bei Greenpeace-Aktivisten ist, die hin und wieder dem Tierreich den Mittelfinger zeigen und niedlich kleine, frisch geschlüpfte Meeresschildkrötenbabys davor bewahren, auf ihrem gefährlichen Landweg zwischen Nest und Meer von gefiederten

Fressfeinden nicht verschlungen zu werden, überhaupt hat er gut reden, so als Zuhörer deiner kläglich heuchlerischen Versuche, eine Erklärung abzugeben, wie und wann und warum du dich überhaupt gerade für einen so ungewöhnlichen Aufenthalt zu einer so ungewöhnlichen Tageszeit (drei Uhr morgens) entschieden hast, er, der personifizierte Arm des Gesetzes, sagt, dass das doch kein normaler Mensch macht, einfach so da rumzulümmeln, zu dieser Tageszeit, so schwach begründet (diese Greenpeace-Metapher hat ihm da *wirklich* den Rest gegeben), und du würdest ihm sogar zustimmen, wenn du nicht der Verhaftete wärst, wenn du nicht diese unvermittelbare, gute Absicht hättest, die selbst von dir laut ausgesprochen verdächtig nach Verdächtigem klingt. Du wirfst ihm (dem Polizisten) vor, dass er eigentlich nur herum mault, aber bisher weder konstruktive Kritik geleistet hat, noch überhaupt dazu fähig ist, deine Argumentation nachzuvollziehen, so als unwissender Dritter, so als Henchman der Polizeigewalt. Er, als unwissender Dritter und Henchman und durchaus zufrieden damit, steckt dich in seinen Dienstwagen und lässt dich da hinten auf der Rückbank resigniert zurück, während er mit der besagten Person spricht, aus dem besagten Haus, mit besagter Silhouette (etwa die besagte Galatea?), die dir jetzt im Gegenlicht der Hausflurbeleuchtung auffällig bekannt vorkommt und entgegenschaut. Aufmerksam spekulierst du hier auf ein paar begnadigende Blicke ihrerseits, so richtig auf einen dieser Deus-ex-Machina-Momente, von denen du so viel gehört hast, die, rein hypothetisch gesehen, existieren könnten und hin und wieder sogar passieren (besonders in den Geschichten fauler Autoren), doch wie das eben bei Spekulationen und wunderbaren Begebenheiten ist, fehlt es an ihnen gerade dann, wenn man

sie sich am sehnlichsten wünscht, das Leben ist halt keine Romcom, kein Ponyhof, kein Pappenstiel, kein Wunschkonzert und erst recht kein Zuckerschlecken, also bleibst du da zurück, genau in diesem Sinne und in diesem Dienstwagen mit deiner Ponyhof-Attitüde und deinem Pappenstiel-Gebaren, der völligen Unfähigkeit zur Einsicht ergeben, dass du hier das Arschloch der ganzen Geschichte bist und niemand sonst. Mit anderen Worten: Du betreibst hier mentale Geschichtsklitterung vom Feinsten, nur um deiner selbst willen, nochmal mit anderen Worten: Du suchst überall nach dem Bösen, nur nicht in dir, du Held.

Der Kopf, die Gedanken wiegen schwer dort drinnen, wiegen wie das Meer, wechseln die Farbe wie das Meer (von blau zu dunkelblau zu schwarz), hinterlassen in der Mimik einen stakkatohaften Wellengang (kurze Emotionsstöße, apathische Ausdruckslosigkeit folgt darauf), vergleichbar mit Munchs Schrei, oder das, was er wäre, wenn man ihn all seiner Farbe und dem panischen Entsetzen beraubt hätte, stattdessen mit Überdruss und Resignation befüllte, die Figur der Landschaft entrisse, sie in das Badezimmer eines Kleinhaushalts mit weißen Badezimmerkacheln und steril grellem Leuchtstoffröhrenlicht platzieren würde, umgeben mit dem Hintergrundrauschen eines Wasserhahns, dem Zen-Wasserfall des kleinen Mannes, und gleißendem Licht, das weiße Flecken auf der Netzhaut von Kellerkindern und Grottenolmen hinterlässt, getrocknetes Blut von purpur gefleckten Körpern am Waschbecken offenbart.

Keine Sorge, keine Panik, dein Körper, dein Blut, da bist du dir 100% sicher, dein Kopf gegen die Wand mit Wucht, völlig ungezwungen, mehr aus entgegenkommender Gewohnheit als wirklich von Nöten, sowas hinterlässt nun mal Spuren, sowohl innen als auch außen, aber das alles war es wert, wirklich, denn du denkst nicht mehr an sie, du weißt schon, wen du damit meinst, jedenfalls nicht mehr so wie früher, nicht als etwas, das du begehrst, mehr als etwas, dessen Rückgang vollständig verloren gegangen ist, dessen du dir aber im Gegensatz zu früher durchaus bewusst bist und das du irgendwo tief in dir sogar akzeptieren kannst, dass es vorbei ist, das Elend endlich ein Ende findet und die temporäre Gefühlsbesoffenheit nichts weiter als ein Zustand war, in einem Meer aus Erinnerungen, ehemals Zuständen, die du verdrängungswürdig, wie sie alle sind, mehr oder weniger ausgetrieben hast.

Sogar Angst hast du ihr gemacht, weißt du das? Nicht aus Fürsorge der tyrannischen Art, wie du dir das immer einredest, mehr aus mutwilliger Bosheit, nicht die des Kellerlochmenschen, sondern ganz deine eigene, eine reale, bewusst oder unbewusst. Jetzt weißt du das. Und ihre Angst war dein Sieg, ihre Unterlassungsklage dein Denkmal, die Gefühle, die sie in dir geweckt hat, ihre Schuld, das genügt. Mehr kannst du nicht von ihr verlangen, denn sie hat nichts für dich übrig, hatte es nie und wird es nie haben, aber Angst hat sie jetzt vor dir, immerhin, Platz zwei … Platz zwei ist gut … Ängste bleiben auch länger, werden sogar zur Gewohnheit, und Gewohnheiten begleiten einen das ganze Leben lang, das passiert mit anderen Dingen nicht. Und dir genügt das, mehr wolltest du nicht, nie und nimmer von ihr vergessen zu werden, das

hast du erreicht, sowie du sie nicht vergessen willst, das genügt, ein für alle Mal, Gleichstand, komme, was wolle, das genügt, aufwiedersehen, au revoir, arrivederci, adieu, пока, komme, was wolle, das genügt.

TEXTE AUS DER WERKSTATT

SCHREIBAUFGABE »EINEN ALTEN BAUM VERPFLANZEN«

Schreibe einen Text zu folgender Redensart, wobei du sie wörtlich oder metaphorisch verwenden oder beide Ebenen miteinander verschränken kannst: »Einen alten Baum soll man nicht verpflanzen.«

»Erwin!«
Gertrudes Schrei hallte unangenehm in seinen Ohren nach.
»Um Himmels willen, Erwin! Was tust du da?«
Ihr Atem ging stoßweise, während sich ihre Stimme Oktave um Oktave höher zu schrauben schien. Theatralisch riss Gertrude die Arme in die Höhe, ließ dann die Hände auf den ungläubig schüttelnden Kopf sinken, wo sie sich im strubbeligen grauen Lockenwirrwarr verirrten. Unbeeindruckt blickte Erwin auf und dankte seinem in die Jahre gekommenen Gehörgang für die Abmilderung von Gertrudes Gezeter. Ein Jungspund hätte an seiner Stelle

wohl ein geplatztes Trommelfell davongetragen, aber Erwin war nach 45 Jahren Ehe abgehärtet.

»Ein Loch graben?«

Gertrudes Augen schienen schier aus den Höhlen zu quellen.

»Aber wofür?«

»Na, für den Baum.«

»Welchen Baum?«

Erwin deutete auf das schrumpelige kleine Gewächs im Vorgarten, das nur noch wenig mit einem Baum gemein hatte. So wie Gertrudes Gesicht nur noch wenig mit dem Antlitz des hübschen, jungen Dinges gemeinsam hatte, in das sich Erwin einst verliebte hatte.

»Aber Erwin – einen alten Baum soll man doch nicht verpflanzen!«

Erwins Miene blieb ausdrucklos. Genau das war ja auch der einzige Grund, weshalb noch immer der Ehering an seinem Finger steckte.

Dorothea Kaiser

Wie jeden Sonntagmorgen näherte sich Henrietta Rosendorf dem Park ihrer Jugend. Ohne Umschweife ging sie zu der Baumreihe, die den Park wie eine Mauer in zwei Hälften teilte. Jede einzelne der großen Eichen ging sie ab, blieb stehen, berührte die Rinde und spürte das

Wasser, das sich von der Erde über den Stamm in die Höhe arbeitete. In der Mitte der Baumreihe war er: der Baum, der mit ihr 63 Jahre gewachsen war. Sie zog ihre Axt aus der Tasche, tastete die Stelle ab und begann zu schlagen.

Johannes Hofmann

Er hatte im Zimmer gesessen, bis der Instantkaffee, das Knäckebrot und die Zigaretten aufgebraucht waren, und dann noch ein, zwei Tage mehr. Er hatte nicht gesprochen, nichts gesehen außer den Möbeln, der Geräusche nicht geachtet. In den frühen Morgenstunden, wenn er nach kurzem, dünnen Schlaf, der wie ein feines Tuch von Zeit zu Zeit über ihn hinwegstrich, erwachte, spürte er manchmal, dass jemand neben ihm lag, doch bevor er reagieren konnte, strich erneut das blaue Tuch über seine Augen, und wenn er sie das nächste Mal öffnete, war jemand nicht mehr da. Nun stand er im Hausflur, die Jacke angezogen, den Rucksack auf dem Rücken, und sah in das graue Licht, das durch das Drahtglas der Eingangstür fiel. Was es außer dem Licht geben würde, war unklar. Er legte die Hand auf die Türklinke, zögerte.

Johannes Pittroff

Eigenheim

Feste Stellung, frisch verheiratet, selbst gebaut, erstes Kind, eine Tochter. Zu ihrer Geburt pflanzten sie eine Tanne. Ein Laubbaum wäre vielleicht später einmal schöner im Vorgarten, aber er liebte Weihnachten. Sie lebten ein halbes Jahr dort. Sie wurde wieder schwanger, wieder eine Tochter. Die Bundeswehr versetzte ihn nach Köln. Das Eigenheim wurde vermietet. Die Tanne wuchs fünfzehn Jahre lang, ohne dass eines der Kinder sie jemals zu Gesicht bekommen hatte. Jedes Weihnachten hätte er gerne selbst einen Baum geschlagen, zusammen mit seiner Ältesten, aber wo, und bei Segmüller kostete die Nordmanntanne im Angebot nur zwanzig Euro. Weit weg von Köln zerstörte der Baum mit seinen Wurzeln die Betonfliesen des Vorgartens.

Johanna Schirmer

SCHREIBAUFGABE »LESSING-DENKMAL«

Schreibe die Geschichte, die mit folgendem Satz beginnt, weiter: »Jedes Mal, wenn er am Lessing-Denkmal vorbeiging, hatte er einen Kloß im Hals.«

Jedes Mal, wenn er am Lessing-Denkmal vorbeiging, hatte er einen Kloß im Hals und unternahm den aussichtlosen Versuch, den Grund für diesen Kloß zu finden. Es war nicht

Lessings Anblick, den man nach wiederholtem Taubenbeschlag – zum Schutz sozusagen – in einen Käfig gesetzt hatte. Es war auch nicht die Aussicht, dass das Einsperren von Denkmälern hinter Gitterstäben hier ihren Anfang genommen hatte und sich nun – als bewährte Methode – in der ganzen Stadt und demnächst wohl bundesweit ausbreiten würde. Und es war nicht Lessings verschmitzter Gesichtsausdruck zu der stolzen Pose mit den in die Seiten gestützten Fäusten, der durch das Gitter schaute, als verhöhne er diejenigen, die nicht hinter Gittern standen.

Jedes Mal, wenn er diese drei möglichen Ursachen für den Kloß ausgeschlossen hatte, verschwand dieser aus seinem Hals, womöglich, weil er zu diesem Zeitpunkt das Denkmal stets schon passiert hatte.

Ksenia Gorbunova

Da stand er. Stolz, den Blick in die Ferne gerichtet. Lisa sah ihn aus dem Augenwinkel, er lauerte am Rand ihres Blickfelds. Sie wusste, was auf dem Sockel der Statue stand: *G. E. Lessing*. Arschloch.

Ohne Lessing wäre alles anders gekommen. Ohne Lessing hätte Lisa noch ihre Freunde, wäre mit ihnen nach Berlin gezogen, nach Hamburg oder München. Ohne Lessing hätte sie sich

nicht gefühlt wie die letzte Versagerin, die Einzige, die es nicht draufhat. Die einzige. Nathan, der Weise – Lisa, der Depp.
Sie ging rasch weiter, fühlte den Blick des versteinerten Dichters noch in ihrem Rücken, er verfolgte sie die ganze Allee hinunter, prüfend, fordernd, lauernd. Sie wurde ihn nicht los.
Lisa spürte, wie ihre Augenpartie sich verkrampfte und ihre Mundwinkel zuckten. Sie biss die Zähne zusammen und ballte die Fäuste. Nicht losheulen, nicht auf offener Straße, die Leute würden sie für verrückt halten. Nicht nur dumm, sondern auch noch verrückt.
Als trotzdem die ersten Tränen flossen, hatte sie das Schulgebäude schon fast erreicht. Wütend fuhr sich Lisa mit der Hand über die Augen. Beim nächsten Mal, du Wichser, dachte sie. Beim nächsten Mal.

Florian Kurz

SCHREIBAUFGABE »AUTOMATISCH MIT PFIFF«

Du hörst im Abstand von je zwei Minuten drei Geräusche. Beginne mit dem ersten Geräusch eine Geschichte, baue zwei Minuten später das zweite Geräusch ein. Wenn du das dritte Geräusch hörst, das auch Eingang in deine Geschichte finden soll, hast du noch zwei Minuten Zeit, um den Text zu beenden.
Geräusch 1: Stimmenchor betet das Vater Unser

Geräusch 2: Donner
Geräusch 3: »Plopp« des Kronkorken beim Öffnen einer Flasche

Endlich, das Vaterunser leitete das Ende dieses langweiligen Gottesdienstes ein. Die Predigt war überstanden, das endlose, schiefe Singen ebenfalls. Dann kam es, das Vaterunser, und wir versuchten, mit rhythmischem Summen und stummen Lippenbewegungen zu verschleiern, dass wir den Text nicht richtig kannten.
Der heilige Kronleuchter krachte von der Decke und zog einen Dachbalken mit sich, der längs der Raumlänge nach auf unsere blonden, brünetten, braunen, schwarzen, kurzen, langen, grauen und glatzköpfigen Scheitel niederstürzte und Matsch aus ihnen machte.
Natürlich haben wir das erst im Nachhinein erfahren: Es war der Organist, der sich, nachdem er die Säge weggelegt hatte, ein kühles Clausthaler einschenkte und zufrieden lachte, da er die gesamte Prozession ins Himmelreich geschickt hatte.
Was hatte ihn dazu gebracht? Vielleicht lag es an diesem seltsamen Klingelton, der in jedem Gottesdienst unausweichlich tönte.

Jan-Moritz Harnisch

SCHREIBAUFGABE »DIALOG«

Schreibe einen Dialog mit den Satz »So geht es nicht weiter!«.

Rüdiger schnipste seinen Kippenstummel weg. Mit ein wenig Pech landete er im Gesicht von Marvin.

»Hey, Rüdi. Du hast doch ’n Arsch offen, oder?«, sagte Marvin.

»Ja, klar, Alda, wär’ schlimm, wenn nicht. Was Phase bei dir?«

»Ja, was geht, du hast mir deine Kippe ins Gesicht geballert.«

»Ja, dickes Sorry. Ich rauch’ noch nicht so lange.«

»Ja, dann hör lieber wieder auf, du gefährdest noch deine Umwelt.«

»Deine Mutter gefährdet deine Umwelt!«, sagte Rüdiger.

Rüdiger wusste im selben Moment, dass er zu weit gegangen war. Marvin war adoptiert, er hatte seine Mutter nie kennengelernt. Mutterwitze sind Kulturgut. Außer bei Marvin.

»Scheiße, Alda, das hab’ ich nicht so gemeint«, sagte Rüdiger.

»Ja, Mann, nicht so geil. So geht’s nicht weiter, Alda.«

»Kommt nicht wieder vor, versprochen! Komm, ich geb’ dir ‘ne Kippe als Entschuldigung.«

»Ich rauch’ doch gar nicht«, sagte Marvin.

»Kein Problem, Digga. Ich zeig dir, wie’s geht.«

Johannes Hofmann

∞

»Lass das, so geht's nicht weiter!«

»Und wie es weitergeht, sieh her!«

»Lass das!«

»Ich habe doch gesagt, dass es weitergeht!«

»Jetzt hast du's kaputt gemacht!«

»Nein, man muss nur ... und dann ...«

»Jetzt hast du's wirklich kaputt gemacht!«

»Ich hab' doch nur versucht zu helfen ...«

»Und wie du geholfen hast: Jetzt ist alles viel schlimmer als vorher ...«

»Als ob du es besser könntest!«

»Ich kann es besser, sieh her!«

Albert Zeller

Madiger Tag

»Der Staatsanwalt muss endlich ein paar Leichen freigeben, wir haben keinen Platz mehr. Können Sie ihn nicht anrufen und etwas Druck machen? So geht es einfach nicht weiter«, entrüstete sich die Präparatorin gegenüber dem Oberarzt.

Er zögerte.

»Sie wissen, das ist ein gefährliches Gebiet. Er ist eben noch unerfahren und geht auf Nummer sicher.«

»Aber haben Sie die Neuen gesehen? Zwei mit Madenbefall, sie haben sich schon durch die Säcke gefressen.«

»Dann putzen Sie.«

»Das lohnt sich doch nicht, bevor die Körper nicht wieder weg sind. Es wäre eher hilfreich, wenn wir sie wenigstens in einem Kühlraum isolieren könnten. Dafür ist aber kein Platz.«

Der Oberarzt legte die Zunge aus der Hand und sah die Präparatorin etwas genervt an.

»Dann frieren Sie halt einen ein. Die Gefrierfächer sind doch frei, oder?«

Sie nickte.

»Und welchen? Den 23-jährigen mit Verdacht auf Drogenmischintox? Der ist ohnehin fertig.«

»Das war doch unser Fund, oder?«, schaltete sich eine der beiden Polizistinnen aus Regensburg ein, die die laufende Sektion überwachen sollten. Die andere stand in der Ecke und schien hauptsächlich damit beschäftigt, sich nicht zu übergeben. Dabei war das sogar immerhin eine halbwegs frische Leiche.

»Ich glaube ja«, sagte der Oberarzt.

»Die Ermittlungen werden ohnehin abgeschlossen, wir haben ein Geständnis. Den sind Sie bald los.«

»Sehr gut«, lächelte die Präparatorin zufrieden, steckte die Hirnscheiben in den Bauch und begann mit dem Zunähen.

Carina Knobloch

Ein Büro, zwei Schreibtische, zwei Männer, die abwechselnd sprechen.

»Das ist ja alles schön und gut, was du sagst, aber…«

»*Was* ist schön und gut?«

»*Aber* wenn ich mir das alles anhöre über diejenigen, die angeblich davon betroffen sind, ernsthaft betroffen, an Leib und Leben sozusagen …«

»An Leib und Leben *gefährdet*…«

»Wenn ich mir das anhöre, dann sehe ich immer nur…«

»*Was* siehst du?«

»Am Ende, wenn sich alle Lacher gelegt haben, alles gewachst und gesiegelt und abgestempelt und abgeheftet ist …«

»Ja was denn, um Himmels willen?«

»Ich sehe immer nur a) keine Lösung und b) ein hämisch grinsendes Gesicht Klammer auf deins.«

»Warum sagst du das *mir*? Ich arbeite in der Universitätsverwaltung.«

Ein Papierflieger segelt durch den Raum.

»*Warum* ich *dich* das frage? Ist das denn möglich, dass…«

»*Ich* bin studiert, promoviert, habilitiert, aussortiert. *Ich* bin Inhaber eines Verwaltungspostens. Und in so einer Situation, da wird man ja noch fragen dürfen, warum *man* es ist, der …«

Ein das stolze Universitätswappen - einen zermalmten Schwan - zeigender Stempel mit Kunstholzgriff knallt dem einen Mann an den Kopf.

»Ich sage dir, *so geht es nicht weiter.* Du kannst nicht aufhören. Du musst uns auch ein *bisschen* entgegenkommen.«

»Aber wenn ich doch, wie du sagst, nicht weitermachen und nicht aufhören kann, was bleibt mir denn noch?«

»Was bleibt *uns,* mein Lieber. Wir sitzen alle in einem Boot. Team-play, Freundchen. Einer für alle, alle für einen, aber jetzt erst mal du für uns. *Wir* sind, was zählt.«

»Und wer ist das, dieses kursive große *Wir,* in dem wir alle Platz haben wie in einem Reisebus ins Paradies?«

»Wer ist dieser *Sprecher,* der sagen könnte: *Wir?*«

»Wer *ist* wir?«

»Wer *sind* wir?«

»Dieses ganze verwalterische Umkreisen von Leerstellen, Hinterfragen überlieferter Vorschriften eines nicht aussprechbaren Konflikts, ich sag dir, ich kann dieses postmoderne Hirngewichse nicht mehr hören, und ich kann es nicht mehr hören, mein lieber Freund, Kollege, Mann und ich kann es nicht mehr hören.«

»Dann hör doch auf zu sprechen. Hör doch auf so zu sein.«

»Ich frage mich hauptsächlich, was das alles mit der diskutierten universitätsverwaltungsspezifischen Problemstellung zu tun hat.«

Klopfen an der Tür, Männer nehmen die Arbeit in hohem Tempo wieder auf, die Zungen im Mundwinkel.

Philipp Neudert

SCHREIBAUFGABE (VON LENA GORELIK) »ICH«

Schreibe einen Text über ein sehr persönliches Gefühl bzw. aus einem sehr persönlichen Gefühl heraus, aber ohne über dich selbst zu schreiben.

Das Gemeine am Stottern ist, dass einem in den Pausen zwischen den Buchstaben das Lachen der anderen in den Ohren dröhnt. Um das jetzt nicht falsch zu verstehen: Sie stottert eigentlich

nicht. Aber sie ist eifrig bei der Sache, ihre Hand schnipst im leeren Raum über den Köpfen der Mitschüler, und als sie endlich, endlich aufgerufen wird, hinkt ihr Mund viel zu schnell über den Text. Und kaum hat er einmal mit dem Hinken angefangen, will er gar nicht mehr aufhören damit: Das Hinken auf den Lippen und dazu das Lachen der Klasse im Ohr.

Annegret Liepold

»STADT, LAND, FLUSS«

EIN SEMINAR MIT SANDRA HOFFMANN UND TOM MÜLLER

Vorwort

Am Anfang war das Wort

Soll heißen, zuerst lesen wir ja nur Texte. Und das ist gut so. Oder mit Roland Barthes gesprochen: DER AUTOR IST TOT. Das gilt eigentlich immer. Weil ein Text muss alles können. Er muss erzählen, er muss stark sein, er muss lachen und weinen und hungrig oder satt sein, und so weiter oder so ähnlich, und wenn er etwas von dem kann, oder am besten einiges davon, dann ist er bereits mehr als nur Papier.
Wir hatten ungefähr sechzig Texte zur Auswahl für dieses Seminar, und die, die am meisten davon konnten, haben wir genommen. Es war ein großer Tag im Januar in Bamberg, als wir die Autorinnen und Autoren dahinter zum ersten Mal erleben durften: Wer sind sie, welches Potential und Talent steckt in ihnen, was können wir noch herauskitzeln? Und wir gestehen: Wir haben vom ersten Tag an ein wenig gejubelt. Und dann immer mehr. Weil wir mit Menschen, mit Studierenden zu tun hatten, die etwas wollten. Die Lust hatten, gründlich zu lesen, die Lust hatten zu schreiben – auch aus dem Stegreif, quasi auf Zuruf, die tollsten kleinen Texte produziert haben, eine Auswahl finden Sie hier im Reader –, die Lust hatten, in dieses Seminar (fast) alles von sich hineinzulegen und so viel daraus mitzunehmen wie möglich. So war die Stimmung von Anfang an groß, voll Neugier, Leidenschaft, schön und produktiv.

Es ist gar nicht einfach, als Autor, das wissen wir beide aus eigener Erfahrung, all das auszuhalten, was an den eigenen Text an Kritik und Anspruch herangetragen wird, und oft gerät man dadurch nicht nur ins Nachdenken über den Text, sondern auch ins Zweifeln mit sich selbst: Kann ich das? Bin ich überhaupt dazu gemacht, mich solcher Kritik auszusetzen? Was kostet es mich? Es kostet was. Es kostet das Durcheinander nach den Seminaren, es kostet die Energie auszuhalten, dass nicht alles so schnell gut wird, wie man es sich wünscht, es kostet Mut, Geduld und Zeit. Man kann es Arbeit nennen: an sich selbst und an dem, was am Ende herauskommen soll: Ein guter Text. Man kann aber auch Verwirklichung dazu sagen. Denn das Gefühl, einen guten Text in die Welt gesetzt zu haben, ist fast unerreicht.
Was Sie, liebe Leser, nun hier in diesem Reader finden, sind Texte, für die geschwitzt, geweint und gekämpft worden ist, die umgestellt, umgeworfen, neu gedacht worden sind, deren Figuren den härtesten Fragen unterworfen wurden: Kann einer, der lange nichts fühlt plötzlich weinen, oder vergießt er nur eine Träne? (Evi) Wieviele Mythen verträgt ein Text? (Philipp) Wer ist interessanter, die Figur oder das Volk, das über sie spricht? (Oliver) Geht man im Halbdunkeln mit einem fast fremden Mann durch den Park? (Ulrike) Wie liebt man einen Außenseiter? (Julia) Kann einem ein Hund egal sein, oder sollte der Hund lieber ein Meerschwein werden? (Helena) Wie lieben Schwestern? (Christina) Wie betrachtet ein Bolivianischer Straßenhändler eine blonde Frau? (Sarah) Erzählt man lieber im Präsens oder im Präteritum? (Helene) Muss der Mann nicht am Ende des Textes noch einmal auftauchen? (Amelie) Wie findet man heraus, welches Alter die Hauptfigur tatsächlich hat? (Anja)

Das sind die praktischen Fragen, um die kein Autor herumkommt, sie sind sozusagen die Bürokratie des Schreibens, sorgen aber dafür, dass die Geschichte ins Laufen kommen kann, denn hinter dieser scheinbar kleinlichen Befragung verbirgt sich etwas Grundsätzliches: Wer erzählen will, muss erstmal ganz genau wissen, was? Und noch wichtiger: wie? Und vielleicht auch: warum.
Nun, da das geklärt ist, kann es ja losgehen.

Sandra Hoffmann & Tom Müller

Amelie Auer

Eine Rolle spielen

Entschuldigung, darf ich dich auf etwas aufmerksam machen? – Auf mich. Er grinst. Ich starre ihn an. Einundzwanzig, zweiundzwanzig. Und dann fange ich an zu weinen. Wobei weinen gar kein Ausdruck ist. Ich heule. Ich flenne. Ich werde eins mit meinem Tränenkanal und lasse es fließen. Aus mir heraus, an mir herunter. Es tropft von meiner Nase in mein T-Shirt, landet in meinem BH und auf dem Tresen. Auf den folgt auch mein Kopf, der in arrhythmischen Abständen auf das massive Holz schlägt. Ich glaube, ich rufe auch Warum?', sicher bin ich aber nicht, denn ich denke nicht, ich fühle nur. Kann mich bitte mal jemand auf eine Bühne heben! Das ist Wahrheit pur. Der Moment von dem Stanislawski wohl immer sprach und der sich bei mir nie einstellen wollte. Jahrelanges Training, unsägliches Triezen, hunderte von Texten, viel Schweiß, auch Blut, aber nie diese verdammten Tränen. Kein einziges scheiß Tröpfchen. Zu fest. Zu steif. Zu starr. Blabla. Und jetzt das! Ich habe vermutlich den Ausbruch meines Lebens und bin nicht auf den Brettern, die die Welt bedeuten, sondern bei Uschi am Tresen. Zum ersten Mal in meinem Leben wünsche ich mir die Abo-Orange-Menschen herbei. Aber da ist niemand. Niemand, außer dem völlig verdutzten Mann neben mir. Erstaunlicherweise hat er sich nicht aus dem Staub gemacht, sondern ist geblieben. Steht da und schaut mich an. Ich glotze zurück, während mir Rotze aus der Nase tropft. Seine Lippe zuckt, er will was sagen, schaut mich hilflos an. Ich sehe nur noch das Zucken seiner Lippe und kann nicht anders als zu

lachen. Oh Mann, ich hoffe, mein Gegenüber weiß zu schätzen, was er da gerade miterlebt. Reine Emotion veräußert, mehr noch bis zum Äußersten getrieben, durch mich! Ich gebe mich ihr solange hin bis ich keine Luft mehr bekomme, schnappatme und langsam vom Barhocker gleite. Sicherlich nicht ohne einen letzten dramatischen Seufzer. Letzteres weiß ich nicht mehr mit Sicherheit zu sagen, aber ich gehe schwer davon aus. Denn kein Abgang ohne Tusch! Ich vernehme noch etwas, das in meinen Ohren nach Applaus klingt, verbeuge mich und dann ist alles schwarz. Danke.

Das Erwachen hatte ich mir, soweit ich mir überhaupt eine Vorstellung machen konnte, anders vorgestellt. Ich blicke mich um, suche nach unzähligen Blumensträußen, nach Liebeserklärungen, Beglückwünschungen. Doch alles, was ich finde, sind Wiesenblumen in einem Einmachglas. Und dann ist mir alles klar. Er hat mich mal wieder abgeholt. Raus aus meiner geliebten Stadt, wo das Leben tobt, wo jeder Tag ein Erlebnis, jede Nacht ein Versprechen, jede Möglichkeit möglich ist, jeder Traum Realität werden kann.
Kurz: Er hat mich wieder einmal auf das stinkende Land verschleppt, wo eben nichts geht, wo es Träume nur im Schlaf gibt und in der Nacht, die aber auch nur in die Nacht, gehören. Wo der Tag der Realität gehört und die gilt es anzunehmen, der gilt es sich anzupassen.
Das Leben ist nun mal kein Ponyhof, auch wenn hier jeder einen zu besitzen scheint und Gurken gehören in den Salat und sonst nirgendwohin.
Und was ist mit den Einmachgurken?

Immer noch so vorwitzig wie früher. Immer noch die Gleiche geblieben, bis auf die Haare, trägt man das jetzt so? Und bissel mehr vertragen könnte man auch. Da ist ja nichts dran. Ich hol mal die Gurken. Lass es dir schmecken.
Später. Danke.
Weißt du, wo er ist?
Na, wo wird er wohl sein?
Auch daran hat sich anscheinend nichts geändert, aber im Gegensatz zu vielen anderen Dingen finde ich das gut. Mehr noch, es beruhigt mich. Ich finde es schön. Und ich finde ihn. Zwischen all dem Grün und dem Blau und dem Weiß.
Seit ich denken kann, ist er bei mir. Natürlich – er ist mein Bruder. Aber es ist mehr. Manchmal habe ich das Gefühl, ohne ihn würde ich ständig zur Seite kippen. Unmöglich ohne ihn das Gleichgewicht zu halten, keine Chance die Mitte zu treffen. Erst recht seitdem sie weg ist, fehlt er mir umso mehr. Und genau aus demselben Grund halte ich es nie länger als ein paar Tage bei ihm aus.

Warum hast du mich abgeholt? Ich hab dich angerufen? Kann sein, ich erinnere mich nicht – nicht wirklich.
Schön, dass du da bist. Er meint es so, wie er es sagt.
Ja, na ja. Geht so. Aber jetzt da ich nun mal da bin. Wie geht es Tim?
Tom.

Ja, Tom. Und Anna?

Anne.

Entschuldigung.

Schon gut. Den beiden geht es gut. Dein Neffe liebt Worte und Bücher, genau wie du.

Tom kann schon lesen?

Tom ist acht.

Wow! Acht Jahre, zehn Kilo, meinen Blinddarm - all das und vieles mehr hatte ich verloren und ich hatte nicht wirklich eine Ahnung, wie, wo und an wen. Es war kein trauriger Verlust, eher ein freigiebiger. Ich gab mich sooft hin, ungeachtet dessen, wo ich landen würde. Die Stadt lebte mich, spülte mich fort, spuckte mich aus, wo immer sie wollte. Wo war ich überall? Manchmal hatte ich keine Ahnung. Rückzug? Kam nicht in Frage. Ich ging weiter nach vorne. Noch schneller. Noch lauter. Nicht gejagt, aber doch getrieben. Getrieben durch all das Licht, das nie ausgeht. Als ob es immer Tag wäre.

Seit sie weg ist, habe ich Angst vor der Nacht. Ich vermisse sie so sehr. – Noch während ich mich die Worte sagen höre, spüre ich die Tränen.

Mir fehlt Mama auch.

Wie machst du das hier? Ohne sie? In ihrem Garten? In ihrem Haus? Zwischen all ihren Geschichten?

Das sind nicht nur ihre Geschichten, Hannah. Unsere Geschichte beginnt bei ihr.

Ohne sie kann ich die Geschichten nicht mehr erzählen. Nicht einmal mir selbst.

Wer weiß, vielleicht schreibst du sie irgendwann auf.

Ja, vielleicht. Morgen werde ich wieder gehen. Ich muss mich noch ein bisschen zerstreuen.

Ist gut.

Holst du mich wieder ab?

Klar.

Vielleicht bleibe ich ja doch irgendwann hier?

Wer weiß.

Das wäre doch schön.

Ja, das wäre es.

Doch zuerst einmal geht es zurück in meine Stadt. In meine Wohnung. Mit den alten Dielen und den hohen Decken.

Hier stehe ich nun. Fühle mich erschlagen und froh. Erleichtert und schwer. Schaue aus dem Fenster, sehe die Straße, Menschen, Kastanienbäume, atme ein und gehe hinaus.

Heute ist Freitag. Ich weiß, wo ich ihn finde und mache mich auf den Weg. Ich weiß, ich darf nicht stehen bleiben, sonst geht es nicht weiter - gehe ich nicht weiter. Doch dieses Mal nicht. Kein Rückzug. Mein Herz schlägt schnell, mein Atem versucht dagegen anzukämpfen, mein Kiefer verrät mal wieder, dass es mir nicht gelingt. Nicht stehenbleiben. Geh weiter. Weiter. Und hier ist sie, die Straße, die Ecke, das leuchtende Schild, die Kneipe, die Tür. Ich öffne sie, ohne zu verharren und gehe hinein. Mein Blick schweift nicht umher, sondern trifft ihn sofort.

Er steht am Tresen, lacht, ist nicht allein. Egal. Nicht stehenbleiben, geh hin, nicht denken, tun.

Ehe ich selbst begreife, was passiert, bin ich es diesmal, die ich sagen höre:

Entschuldigung, darf ich dich auf etwas aufmerksam machen? - Auf mich. Ich versuche ein Lächeln. Er blickt mich an. Einundzwanzig, zweiundzwanzig. Wir blicken uns an. Dreiundzwanzig, vierundzwanzig.

Ich bin Ben, sagt er.

Ich bin Hannah, sage ich.

Wir reichen uns die Hände. Seine Hand ist warm.

Eva-Maria Schreiner

Kaulmann

5.53 Uhr. Mittwoch. Er öffnet die Augen, sieht nicht viel, es liegt an der Uhrzeit und fünf beziehungsweise vier-komma-fünf Dioptrien. Seine Handfläche fährt präzise auf den Wecker links neben sich nieder und bringt ihn zum Schweigen. Er fischt nach der Brille. 5.53 Uhr. Die blauen LEDs der Digitaluhr verraten ihm, dass alles stimmt. Er windet sich aus der Decke. Junitage. Sein Schlafzimmer ist bereits erfüllt von dämmrigem Grau. Er reibt sich die Nase, vielleicht liegt Birke in der Luft, und schlurft hinüber in das blau gekachelte Badezimmer.
Er pinkelt, scheitelt akkurat das Haar.
Um Punkt 6.15 Uhr ist er in der noch verdunkelten Acht-Quadratmeter-Küche. Ein Tisch, ein Stuhl, Abfalleimer. In der Ecke wartet seine schwarze Aktentasche mit dem eingeprägten Namen auf der Griffsektion – Kaulmann.
Kaulmann trinkt Tee. Ceylon aus einer dunkelblauen Tasse. Das Licht über der Spüle genügt ihm – die Birken –, aber bevor er geht, muss er das Rollo der Balkontüre aufziehen, die Nachbarn sind wachsam.
Auf seinem Balkon registriert er den Klappstuhl des Vormieters, den er noch nie benutzt hat. Dieser ist seit kurzem vergesellschaftet mit einer verdorrten Topfpflanze, Geschenk seiner Mutter zu einem Geburtstag.
Doch etwas passt nicht.

Hinter dem braunen Gestrüpp kauert ein schwarzer Fellklumpen. Aus geschlitzten Pupillen blickt das Ding ihn durch die abgestorbenen Äste hindurch an. Irritierend, immerhin dritter Stock. Kaulmann überlegt, ob er das Rollo vorsichtshalber wieder herunterlassen soll, entscheidet sich dann aber dagegen und verlässt mit der Aktentasche die Wohnung.

Abend, steigende Dämmerung. Die Wohnung erwartet ihn wieder in diffusem Grau. Er stellt die Aktentasche neben die Tür in der Küche und vergleicht seine Armbanduhr kurz mit der Digitalanzeige des Funkradios im Wohnzimmer. Er öffnet den Kühlschrank. Kaltes Licht fällt auf den hellblauen Linoleumboden. Milch, eine Tomate, Eier. Er schlägt zwei Eier in ein Glas und trinkt sie. 19.30 Uhr. Noch 30 Minuten bis zur *Tagesschau* und dann – was war noch gleich? Mittwoch – Donna Leon.
Um 17.23 Uhr hat ein starker Sommerregen eingesetzt. Zwar sind Kaulmanns Rindslederschuhe dadurch nass geworden, aber die Birken haben ihn verschont. Er hat nichts gegen Regen. Er greift nach dem Rollladenband und zieht, dann hält er mitten in der Bewegung inne. Die geschlitzten Pupillen fixieren ihn. Die Ohren sind nicht mehr so spitz aufgerichtet wie am Morgen, dass Fell ist von der Nässe verklebt und sieht noch dunkler aus. Er verharrt, das Band immer noch in der Hand. Was tut das Tier? Kaulmann analysiert. Wie auch immer es auf die winzige Betonplattform vor seiner Küche gelangt ist, offenbar kommt es nicht mehr hinunter. Er überlegt, ob er die Polizei rufen soll. Nein, das erscheint ihm dann

doch unpassend. Morgen wird er nach irgendeiner Katzen-Retter-Organisation im Internet forschen, die können das Tier abholen. Soll es bis dahin bleiben, wo es ist.
Aber es regnet. Die Katze ist ganz nass. Kaulmann spitzt die Lippen und wägt ab. Dann lässt er das Rollladenband los, kehrt zurück zum Kühlschrank und bereitet eine blaue Untertasse vor. Auf die gießt er eine kleine Portion Magermilch. So gewappnet wendet er sich wieder der Balkontür zu. Behutsam öffnet er. Nichts geschieht. Das triefende Katzentier hält sich weiterhin hinter der toten Topfpflanze in Deckung. Es öffnet das kleine Maul und entblößt zwei spitze lange Zähne, dann entringt sich ihm mit einiger Verzögerung ein heller Maunz. Kaulmann wird von einigen Regentropfen auf der Stirn und an den Brillengläsern getroffen. Er geht in die Knie und schiebt die milchige Untertasse von sich, platziert sie unmittelbar hinter der Balkontür und will die Katze so auf seine Einladung aufmerksam machen. Der Kopf mit den schwarzen Ohren wird geschüttelt und schleudert kleine Tröpfchen von sich. Dann schiebt sich eine Pfote langsam vor. Das Fellknäuel entrollt sich, wird lang, bis sich ein ebenso kohlrabenschwarzer Schwanz achtsam in die Höhe reckt und die Nasenspitze schon Kaulmanns Küche erreicht, die kleine rosarote Zunge ausfährt und in die Milch hineinschleckt. Kaulmann staunt. Er hat nicht gewusst, dass Katzen rosarote Zungen haben. Er zieht den Teller weiter zu sich, damit das Tier vollständig in die Küche hineinschleichen und er endlich die Balkontüre schließen kann, durch die Juniregen und kühle Zugluft hereindringen. Als dies geschafft ist, geht er wieder in die Hocke und besieht sich seinen Gast genauer. Das Fell ist wirklich ganz schwarz, nur über der Brust prangt ein weißer Fleck wie ein Spitzenkräglein.

Kaulmann beobachtet die Katze, wie sie säuberlich und restlos die komplette Milch von seiner Untertasse verzehrt und im Anschluss erneut ein Maunzen ausstößt – scheinbar zufrieden diesmal. Ihre Akribie und Sauberkeit imponieren Kaulmann. Er ist unsicher, was nun zu tun ist, deshalb streckt er den Zeigefinger aus und der Katze vorsichtig entgegen. Sie setzt sich auf die Hinterläufe ab, ihre Schwanzspitze rollt sich ein und aus wie ein Jojo. Den Kopf schief gelegt, erhebt sie da ihrerseits die kleine samtige Pfote und tippt, ganz ohne die Krallen auszufahren, an Kaulmanns Finger. Kaulmann ist erschüttert von dieser Pfote.

20.12 Uhr. Wie unangenehm. Die Tagesschau ist vorbei. »Nun, wenn du etwas machen willst«, er nimmt die Zeitung vom Küchentisch und demonstriert sie der Katze, »dann bitte hier. In Ordnung«, und legt die Sportnachrichten nach oben in den dunklen Flur. »Bleib…« Er improvisiert eine gebieterische Geste und siedelt mit gerunzelter Stirn ins Wohnzimmer über, wo er Donna Leon, erstes Programm, einschaltet. Als das Intro läuft, legt sich etwas schwer und warm auf seine Zehen. Kaulmann erschrickt, wagt aber keine hastigen Bewegungen und registriert befremdet, dass sich die Katze breit auf ihn niedergelassen und die Augen geschlossen hat. Fast gleichzeitig spürt er das eilende kleine Herz durch seine Socken hindurch. Der pelzige Brustkorb beginnt plötzlich zu vibrieren und ein zufriedenes Schnurren steigt von seinen Zehen auf. »Nun gut«, sagt Kaulmann. »Comissario Brunetti ist gut.« Und zum ersten Mal seit er von seiner Mutter ausgezogen ist, sieht er zu zweit Donna Leon.

Unglaublich, was der Zoofachhandel mittlerweile zu bieten hat. Kaulmann ist erschlagen von einem mannshohen Regal voller Lachs-, Wild-, Kaninchen-, Pferde-, Vitalsnacks; Gummienten, Gummiknochen, Gummischweinen, Mäusen aus Plüsch, mit Federn dran, Mäusen auf Stöcken und Federn an Glöckchen. Er hat die Katzenfrau mit der sehr bunten Homepage nicht angerufen. Gestern nicht und heute auch nicht. Die Katze schläft zwischen ihm und dem Funkwecker auf dem Kopfkissen. Kaulmann kauft ein hygienisches Katzenklo, Katzenstreu und vielleicht so eine Maus mit Federn dran, er ist unsicher; unsicher auch, ob er sich beraten lassen soll. Alle im TierTotal sehen unglaublich fachkundig aus und übervoll von versprühender, enthusiastischer Tierliebe. Er blickt auf seinen Plastikkorb mit der Tüte Katzenstreu und will flüchten. Neben der Kasse dekoriert eine füllige Dame im grellgrünen TierTotaldress kleine Hundekekse in Knochenform und – gibt es das? – Katzenkekse in Fischform mit irgendeiner rosafarbenen Schrift. Darüber prangt ein Banner mit der Aufschrift »Wir feiern Jubiläum«.

»Mausi und Pharao«, bestellt eine Mittfünfzigerin im Parka und dünstet so viel geballten Frohsinn aus, dass Kaulmann sich nicht abwenden kann wie bei einem Unfall.

»Oh entschuldigen Sie, ich bin schon weg!«, trällert die Parkafrau und macht ihm umständlich Platz vor dem Aktionsstand. »Wie heißt denn Ihre?« Sie strahlt ihn an, dass sich ihre Backen zu rosigen Bällchen runden.

Kaulmann sieht überfordert von den Fischkeksen zur erwartungsvollen TierTotaldekorateuse

zu der Mausi-Mutter zu den Fischkeksen.
»Andromache«, sagt er. Nicht ohne Stolz.

Danach trägt Kaulmann seine TierTotaltüte nach Hause. Er ist äußerst zufrieden. Das Junilicht fällt weich auf die Straßen, die Gehsteige und die frischgrünen Bäumchen und plötzlich verspürt Kaulmann Lust nach einer Tasse Masala Chai und nimmt spontan Platz auf der sonnenbeschirmten Terrasse eines Straßencafés. Er bestellt gut gelaunt und als er trinkt, steht ihm ein Milchbärtchen vorm Mund, das er genüsslich von seiner Oberlippe saugt. Als er das Glas absetzen will, bemerkt er, dass er von schräg hinten beobachtet wird. Eine Schwarzhaarige im kirschroten Sommerkleid, die Beine überschlagen und vor sich einen Latte Macchiato auf dem Cafétischchen, nickt ihm verschmitzt lächelnd zu. Kaulmann verarbeitet kurz, dann lehnt er sich zurück, erwidert das Lächeln der Kirschroten und prostet galant mit seinem Schwarztee zu ihr hinüber. Als er sich mit kribbelnden Zehen wieder umdreht, gleitet sein Blick von dem Glas in seiner Hand zum Hemdsärmel, unter dem sich die Armbanduhr abzeichnet. 20.20 Uhr! Er hat komplett die Zeit vergessen.

Erster Juli, achtzehn Uhr wasauchimmer – warm. Es ist Sommer. Grillabende, Straßenkonzerte und Verabredungen am Fluss liegen in der Luft. Kaulmann hat Feierabend, er schwenkt die Aktentasche Richtung Wohnblock. Wieder ist Mittwoch. Andromache mag Comissario Brunetti besonders, sie mag aber auch Kommissar Makropoulos und Kommissarin Lucas –

Tatort mag sie nicht. Kaulmann hat das Kordsakko geöffnet. Er hält die Nase in den Wind und lässt sie von der Sonne kitzeln. An der Ampel gegenüber warten zwei Halbstarke mit bunten Igelfrisuren und Fluppen in der Hand. Es wird Grün. Kaulmann geht nicht. Es wird rot. Kaulmann bewegt sich nicht. Er starrt auf einen Zettel, DinA4, der in einer Klarsichtfolie an die Ampel geklebt wurde, halb durchgewaschen vom Sommerregen, aber trotzdem noch klar lesbar.

»Vermisst!« Und darunter Andromache, schwarz-weiß, jedoch unverkennbar, ihr weißer, sein geliebter Fleck, ihr Schnurrgesicht, und eine Adresse mit Telefonnummer.

Kaulmann ist in Panik. Bevor er weiß, was er tut, hebt sich seine zitternde Hand an den Ampelpfosten und löst den Tesafilm. Er faltet den Zettel mit dem Bild seiner Katze und steckt ihn wie in Trance in die Innentasche seines Sakkos. Er überquert die Straße. Da! Auf der anderen Seite! Noch einer! Kaulmann reagiert. Da, noch einer. Kaulmann reißt drei, fünf Vermisstenanzeigen von Straßenlaternen und Bäumen. Er stopft sie unter sein Sakko und hastet nach Hause, eine Hand auf die Brust gepresst wie ein Verwunderter. Im Block fliegt er die Treppen zu seiner Wohnung hinauf. Er knallt die Tür hinter sich ins Schloss. Rupft atemlos die Blätter unter seiner Jacke hervor. Stopft sie in den Papiermüll. Keucht. Holt sie heraus und stopft sie in den Biomüll. Bedeckt sie mit Salat. Andromache sitzt auf der Schwelle zur Küche und schnurrt.

Kaulmann ist schlecht. Nicht weil er ein schlechtes Gewissen hat, seine Scham ist anderer Natur. Er sitzt eingeklemmt hinter dem Steuer seines flaschengrünen Passats und wartet. Hinter der im Licht des schwindenden Tages rötlich schimmernden Hecke befindet sich ein Wintergarten, darin eine junge Blondine in einem ausladenden Sessel. Sie hat die Beine angezogen, ihr Gesicht verschwindet fast unter einer orangeroten Decke mit Ärmeln, sie liest. Kaulmann beobachtet. Er ist nur wenige Straßen gefahren und doch ist er am Waldrand. Er war selbst überrascht. Dunkel und schwarz zeichnen sich die Wipfel gegen den grellroten Horizont ab. Es riecht betörend nach frisch gemähten Wiesen und bürgerlichen Blumenbeeten. Es wirkt weit in der heraneilenden Dunkelheit.
Unverantwortlich.
Ein Tier so nah am Wald zu halten. Es kann sich darin verlaufen. Oder angefallen werden. Die Blonde bewegt sich. Sie streckt sich und berührt sich am Hals. Die Wolldecke rutscht ihr bis zu den Hüften. Scheinwerfer hinter Kaulmann. Ein Auto biegt in die Spielstraße ein. Kaulmann flieht mit quietschenden Reifen.

Samstagnachmittag im TierTotal. Kaulmann steht vor dem mannshohen Regal mit den Gummischweinen, den Trainings-Frisbees, den blinkenden Halsbändern. Er steht lange dort. Er hat eine korbgeflochtene Transportbox in der Hand. Groß, bequem und geräumig. Die dicke Keksdekorateurin räumt heute Schweineohren in die Regale. Sie lächelt ihn freundlich an und er fragt sie nach einer Decke für die Transportbox. »Gang drei, bei den Rheuma-

Körbchen.« Die Auswahl ist schier unvorstellbar. Kaulmann kommt sich vor wie in einem türkischen Teppichbasar für Kuscheldecken. Es muss aber die allerbeste sein. Er braucht lange. Behutsam befühlt er jedes Modell, das Material, die Länge der Fasern, er achtet auf das Muster, sowas entgeht ihm nicht. Er deckt auf und legt wieder zurück, er stellt es sich vor mit dem Korb. Im Anschluss erwählt er eine Spielzeugmaus mit integrierter Rassel für 12,99 Euro. Alles legt er in den Korb, die Maus, die Decke, ein Lachshappen dazu, damit Andromache sich nicht fürchtet. Nach zwei Stunden verlässt er den Laden.

Samstagabend in der Spielstraße am Waldrand. Kaulmann steigt aus dem flaschengrünen Passat. Er öffnet die Beifahrertür und holt den Korb heraus. Der wiegt schwer. Einen winzigen Moment zögert er, dann strafft er sich und schreitet zu der hellroten Haustüre. Ein Blumenkranz und ein Schild – »Willkommen« – sind dort aufgehängt. Daneben wacht ein rostiges Huhn mit zwei Glasperlen als Augen. Er richtet seinen Hemdkragen mit der linken Hand so gut es geht, in der rechten hält er den Katzenkorb. Er klingelt. Im Haus werden Schritte hörbar, tiefe Tapser wie auf warmen Socken. Im nächsten Moment schon wird die Tür geöffnet. Es ist die Blonde. Sie trägt heute Gelb.
»Peter!«
»Ja?« Verdutzt rückt Kaulmann mit dem Mittelfinger seine Brille zurecht.
Die Blonde strahlt.

»Michael, as Bederle is wieda da!«, ruft sie ins Haus. Da geht ein Ruck durch Kaulmann. Keinen Blick will er erhaschen von seinem Inneren. Ein höflicher Gruß, er stellt sich knapp vor. Übergibt schnell den Korb. Er brauche ihn nicht mehr. Er gehörte der Katze seiner Mutter. Bitte, behalten Sie ihn; nein, wirklich. Die Decke auch. Nein, die Zeit drängt, noch so viel zu erledigen heute. Verbindlichsten Dank. Einen angenehmen Abend und entschuldigen Sie die Störung.
Die Tür fällt zu und Kaulmann atmet wieder. Er wendet sich zum Gehen. Es ist wunderbar warm, die fetten Rosenhecken der Gärten stehen in voller Blüte. Er kommt vorbei an duftenden Buchsbaumreihen und prächtigen Oleandergewächsen. Auf der schweren Sommerluft lagert Amselgesang. Es ist Abend und ruhig und gut.

Kaulmann ist zurückgekehrt. Sein Rücken lehnt an der Wohnungstüre, seine Rechte hält den Schlüssel, seine Linke die Zeitung von gestern aus dem Briefkasten. Es ist dunkel im Flur. Kaulmann klebt fest da an der Garderobe. Sein Blick fällt durch die offene Küche auf den Balkon, ein Streifen Licht zeichnet sich von dort auf dem Fußboden ab. Kaulmann löst sich, durchquert den Flur, legt die Stirn ans Fensterglas. Dort draußen ist die verdorrte Topfpflanze seiner Mutter. Dort draußen ist gar nichts.
Kaulmann zuckt. Plötzlich schwitzt er. Plötzlich muss er sich bewegen.

Er reißt eine Schublade auf. Packt das Brotmesser auf die Arbeitsfläche. Reißt eine andere Schublade auf. Findet die Schere. Reißt die Balkontüre auf. Räumt den Stuhl des Vormieters aus dem Weg. Packt sich die Pflanze.

Kaulmann setzt die Küchenschere an. Und schneidet die dürren Stängel in klitzekleine Stücke. Er geht zurück in die Küche, zerrt den Biomüll heraus, sieht die trockenen Fetzen in den Eimer rieseln.

Kaulmann wird ruhiger. Er versenkt den erdlosen Wurzelstock, lässt die Schere schnippen, rückt die Brille zurecht. Nun widmet er sich dem schwarzen Plastiktopf. Es geht etwas schwerer. Der Kunststoff schiebt sich kratzend auseinander. Er braucht die Auflösung.

Kaulmann will restlos vernichten. Der Topf zeigt sich widerspenstig. Kaulmann schneidet sich und flucht. Er presst die Lippen zusammen, wirft die Schere weg, zieht und zerrt, bis er das Ding zur Unkenntlichkeit zerlegt hat. Ihr Ende finden die schwarzen Plättchen im Gelben Sack, eines nach dem anderen.

Erschöpft und befriedigt wendet Kaulmann sich um. Und sieht den blauen Übertopf dort draußen einsam stehen. Sein Kinn zuckt.

Was für eine abgründig tiefe Hässlichkeit! Alt. Unförmig. Unnütz. Er ist übriggeblieben. Er hat keine Aufgabe, keinen Platz. Er kann nicht einmal ordnungskonform entsorgt werden. Wem hat nur jemals einfallen können, solchen Müll in diese Welt zu setzen?

Kaulmann hasst in diesem Moment.

Seine Hände ziehen ihn nach draußen, die Schere bleibt zurück, das Schienbein nimmt das Gartenstuhlbein mit auf seinem Weg.

Kaulmann schließt die Balkontüre. Verriegelt sie. Seine Küche ist dunkel. Eine Träne rinnt ihm über die Wange. Irgendwo tief unten zerplatzt der Topf auf dem Trottoir.

Christina Weidl

Stadt der Perlen

Wenn ich eine Farbe sein könnte, wäre ich weiß. Erinnerst du dich noch daran? Ich kann dein Flüstern in der Dunkelheit hören und wie ich sagte, hä, wieso denn weiß, ich wär lieber rosa. Kleine Heimlichkeiten, die wir von Bett zu Bett im Kinderzimmer austauschten.
Seitdem sie zwölf ist, besteht sie darauf, nur noch Neel genannt zu werden. Ich habe ihr den Gefallen getan, aber Amma und Baba haben sich zunächst geweigert, bis sie auf Neelima einfach nicht mehr hörte.
Unsere Umarmung am Bahnsteig ist kurz und flüchtig, sie weicht meinem Körper aus. Trotzdem spüre ich, wie schmal ihr Rücken ist unter dem festen Wollstoff, wie scharf umrissen ihre Schultern sind. Sie versteckt sich in dem weiten grauen Mantel, obwohl sie früher am liebsten enge Jeans und T-Shirts getragen hat. Amma hat sie oft kritisiert, weil ihre Kleidung zu körperbetont sei. Jetzt trägt sie auch keinen Schmuck, nur die kleine weiße Perle in ihrem linken Nasenflügel ist geblieben. Wenn er sich beim Sprechen oder Lachen weitet, bewegt sich die Perle mit, es hat mich immer fasziniert.
»Wie war die Fahrt?«
Neel hebt die Schultern. Dabei rutscht der Riemen ihrer grünen Sporttasche ein Stück herunter und sie hält ihn rasch fest, klammert ihre Hand daran.
»Die Regionalbahn aus Würzburg hatte Verspätung«, sagt sie, »aber es ging.«

Ihre Tasche sieht schwer aus, ich würde ihr anbieten, sie zu tragen, doch ich bin sicher, sie würde ablehnen.
Vielleicht meintest du ein Weiß wie Atta, das Mehl, das Ammas Hände mit ungewohnter Weichheit überzog, wenn sie Chapatis backte. Feine weiße Handschuhe an braunen Handgelenken. Wie oft standen wir nebeneinander in der Küche und sahen ihr zu?
Ich habe meine Schwester seit fast zwei Jahren nicht gesehen, das letzte Mal auf meiner Hochzeit. Und jetzt, als ich glaubte, das mit dem Verschwinden sei ihr endlich gelungen, steht sie wieder vor mir.
Wir verlassen das leere Gleis. Neel geht rechts von mir, sodass ihre Sporttasche zwischen uns hängt. Meine Wohnung ist nicht weit, nur zwei Straßen vom Bahnhof entfernt, doch zu weit, um zu schweigen.
»Ich habe Chicken Biryani gemacht«, sage ich.
Sie lächelt, breit, die kleine Perle schiebt sich zur Seite und leicht nach oben. »Dann hat sich die Fahrt ja gelohnt.« Ich habe gleich nach dem Aufstehen begonnen, das Hühnchen zu marinieren und den Reis vorzubereiten. Dann alles abwechselnd in einen großen Topf geschichtet, Fleisch, Soße und Reis, wie Amma es mir beigebracht hat, und mindestens drei Stunden garen lassen. Ich weiß, dass Ravi in meiner Abwesenheit, wann immer er an dem Topf vorbeikommt, den Deckel heben wird, um von dem Safranreis zu naschen, und Jai wird er auch ein paar gelbe Körner geben, die der kleine Mann dann von der Handfläche schlecken wird, die Patschehand flach vor den Mund gepresst.

Amma hat den Nachbarn manchmal Essen vorbeigebracht, Biryani an Dussehra und Diwali, aber auch einfach so. Wir haben immer nur die leeren Teller zurückbekommen. Wenn ich gebacken habe, bringe auch ich Kuchen vorbei, oder Samosas oder Pakore.
Wir wohnen in einem der wenigen Mehrfamilienhäuser im Ort, es war nicht leicht, etwas zu finden. Unter uns ein älteres Ehepaar, die Vogels, die nie grüßen und Ravi und mir seit Jais Geburt nur noch finstere Blicke zuwerfen, wenn wir ihnen im Treppenhaus begegnen. Als würde Jai mehr schreien als andere Babys. Ihnen bringe ich keine Samosas.
All das würde Neel wohl nicht interessieren. Sie holt eine Zigarettenschachtel aus ihrer Manteltasche, ohne zu fragen, ob es mich stört. Sie sollte nicht mehr rauchen. Schon immer habe ich das Gefühl, mich um sie sorgen zu müssen, obwohl sie doch die Ältere ist. Sie spürt meinen Blick und zögert. Die Zigarette hängt locker zwischen ihren Fingern wie eine schlecht durchdachte Requisite, mit der sie nichts recht anfangen kann.
Als Neel mit dem Rauchen anfing, musste ich schwören, nichts zu sagen. Natürlich bemerkte Amma es trotzdem und mehr als ihr Zorn beeindruckte mich nur Neels Unerschrockenheit. Jetzt steckt meine Schwester die Zigarette zurück in die Schachtel und verdreht leicht die Augen, als täte sie es nur für mich. Ich beschließe, es zu ignorieren. Kurzes Schweigen, das ich mit nichts Sinnvollem füllen kann.
»Ich hatte schon Angst, Amma und Baba am Bahnhof zu treffen.«
Sie lacht verlegen, die Perle wandert nach links und ich frage mich, warum sie das sagt, wenn es ihr unangenehm ist.

»Aber morgen kommst du doch mit?«

Ein kleines Nicken. »Wie geht es ihnen denn?«

»Gut. Amma ist ganz verrückt nach Jai, sie kommt ständig vorbei. Baba ist wie immer.«

Immer noch nennt er mich manchmal Moti. Früher habe ich mich gern künstlich brüskiert, dass er mich als Dickerchen bezeichnete, um ihn augenzwinkernd sagen zu hören, er meinte natürlich die zweite Bedeutung, ich sei seine Perle. Hyderabad ist schließlich die Stadt der Perlen. Und die des besten Biryanis in ganz Indien. Neel nannte Baba nie Moti, aber sie war ja auch immer dünner als ich.

Oder weiß wie die marmornen Tempeltürme des Birla Mandir, die vor dem blauen Winterhimmel über Hyderabad glänzten. Ein Strich aus roter Sandelholzpaste auf deiner Stirn, den der Tempelpriester dir aufgemalt hatte. Als Amma nicht hinsah, hast du die Farbe rasch mit dem Handrücken abgewischt.

Wir waren erst dreimal in Hyderabad und es hat mich stets etwas überfordert. Ich glaube, Neel gefiel es besser. Mit seinen gut sieben Millionen Einwohnern ist es eine Stadt, der ihre Menschen ganz gleichgültig sind, die sich nicht darum schert, wenn sie gehen. Dort wäre es meiner Schwester sicher leichter gefallen, zu verschwinden.

Blau und pink gemusterte Saris neben akkurat gestutzten Schnurrbärten unter schwarz glänzenden Gelfrisuren. Leuchtend gelbe Autorickshaws, die zwischen silbernen Scootern die Straßen verstopfen. Hellhäutige Frauen in westlicher Kleidung, die von bunten Werbeplakaten herunterlächeln. Fair and pretty. Wenn wir Uncle Sureshs Familie in Birmingham besuchten,

besorgte Neel sich immer einen Vorrat an Bleaching Cream. Sie cremte sich mit hartnäckiger Ignoranz jeden Abend Gesicht und Arme ein, obwohl sie doch merken musste, dass das Zeug nichts half. Baba sagte, es sei verschwendetes Geld.

»Wie läuft es denn in München?«, frage ich.

»Alles super.«

Ihr Blick ist herausfordernd, die Perle bleibt reglos. Ich habe oft überlegt, wie sie dort wohl lebt, was sie tut, wenn sie niemanden mehr hat, dem sie trotzen kann. Aber ich frage nicht weiter nach.

Die Sonne kommt durch für einen flüchtigen Moment und ein rötlicher Hennastich glänzt in ihrem Haar. Sofort wirkt die Herbstluft wärmer, die Straße weniger grau.

Neel meinte einmal, es läge an diesem Ort, aber ich glaube, Amma und Baba waren schon immer so. Wir fragten uns beide, was sie hier hielt. Vielleicht dasselbe, wie mich jetzt. Zu wissen, was man hat. Wir hätten nach Stuttgart ziehen können, wo Uncle Manoj lebt oder zu Aunty Kavita nach Köln. Vielleicht wäre es Neel in so einer Stadt ja besser ergangen.

Sie hat München gewählt, dort kennen wir niemanden. Ich hätte nicht diesen Mut besessen. In München würde mich die Frisörin bestimmt nicht jedes Mal lautstark um meine dicken, schwarzen Haare beneiden und meinen, die Inderinnen hätten eben Glück mit ihren Genen. In mancher Hinsicht kann ich sie verstehen.Ein Stück laufen wir schweigend. Neel trägt sichtlich schwer an ihrer Tasche und ich gebe vor, es nicht zu bemerken.

Als wir klein waren, spielten wir noch viel mit den anderen Kindern im Ort. Neel hat sich dabei ständig verletzt. Auf dem Spielplatz ist sie vom Klettergerüst gestürzt oder unsanft gelandet, wenn sie von der schwingenden Schaukel sprang. Sie war auch gut darin, mit dem Fahrrad mitten in die Brombeerhecken am Ende unserer Straße hineinzurasen, wo das Feld beginnt. Ich bin dann immer schnell gelaufen, um Amma zu holen. Wenn wir zurückkehrten, lag sie manchmal tatsächlich noch heulend am Boden, die Male, als es wirklich schlimm war, als sie sich den Knöchel verdreht oder das Handgelenk gebrochen hatte. Aber häufiger stand sie schon wieder und tat, als ob nichts sei, als ob sie nie geweint hätte und war wütend auf mich, weil ich Amma hergebracht hatte.

Sie sollte auch mit mir zusammen von der Grundschule nach Hause gehen, aber das tat sie selten, oft lief sie voraus, weil ich ihr zu langsam war. Sie wartete dann vor dem Straßenschild, damit wir gemeinsam das Haus betreten konnten und es aussah, als hätte sie mich den ganzen Weg begleitet. Sie gewann nichts dadurch, schließlich musste sie ja doch auf mich warten, aber für sie war es wohl nicht das Gleiche.

Weiß wie die Mandalas, die an Dussehra die Straßen verzieren. Du hast mit dem Kreidepulver akkurat verschlungene Linien auf den Asphalt gezogen und ich setzte gelbe Blüten dazwischen. Wir sind fast da. Ihre Sporttasche zwischen uns versperrt mir den Blick auf ihren Bauch, es ist wohl ohnehin noch nichts zu sehen. Ich muss es jetzt ansprechen.

»Wie weit bist du?«

Sie lächelt auf meine Frage, als hätte sie nur darauf gewartet, doch sie blickt weiterhin nach vorn. Ich betrachte ihre Perle im Profil.

»Ich hab noch Zeit.«

»Und dann?«

Meine Schwester hebt die Schultern.

Julia Wehrmann

Hundstage

Sie nahm Anlauf und tauchte kopfüber ins Wasser. Es war eiskalt. Für einen Augenblick hörte sie nichts als ihren eigenen Herzschlag und das Gurgeln des Flusses. Sie machte ein paar kräftige Züge, bevor ihre Lunge zu brennen begann. Als sie die Oberfläche durchbrach, war sie geblendet. Das Wasser um sie herum glitzerte in der Sonne. Abgesehen von den Fabrikschloten und dem Wehr ein gutes Stück flussaufwärts erinnerte es sie ein bisschen an das Meer vor der französischen Küste, wo sie früher die Sommer mit ihren Eltern verbracht hatte. Lukas saß am Ufer. Vom Wasser aus war er kaum mehr als ein dunkler Fleck auf weißen Kieselsteinen. Er hatte ein kleines Feuer gemacht. In einer Hand hielt er einen Stock. Funken stoben, wenn er damit in der Glut stocherte. In der anderen hatte er ein Buch, mit dem er den winzigen Flammen Luft zufächelte. Dunkle Rauchschwaden stiegen aus dem Treibholzhaufen auf und zogen auf den Fluss hinaus.

Während sie ihn vom Wasser aus betrachtete, fühlte sie sich, als wäre sie wieder fünfzehn. Damals hatte sie ihre Pausen damit verbracht, ihn über den Schulhof hinweg zu beobachten. Sie hatte ihn beobachtet wie ein Tier im Zoo. Wie eine unerforschte Spezies, die der Wissenschaft Rätsel aufgab. Die ihr Rätsel aufgab. Er stand immer mit den anderen Älteren in der Raucherecke. Wenn ihre Freundinnen fragten, wen sie anstarrte, nannte sie jedes Mal einen anderen Namen. Nur niemals seinen. Sie hätten nicht verstanden, was sie an Lukas fand.

Er war anders als die, für die sich all die anderen Mädchen interessierten. Sie interessierten sich für die, die um jeden Preis versuchten aufzufallen. Für die, die zu laut waren und zu grob, zu durchschaubar, zu langweilig. Lukas war anders. Er war besonders. Er war perfekt. Lukas versuchte nicht aufzufallen. Im Gegenteil: Ihm schien das banale Schulhofleben um sich herum egal zu sein. Sie schien ihm egal zu sein, noch mehr als alles andere. Natürlich war sie das. Sie war nur irgendein Mädchen.

Lukas sah erst auf, als sie schon fast vor ihm stand. Sein Blick wanderte an ihr empor. Sie glaubte fast, ihn auf der Haut zu spüren. Seine Augen blieben an einem Wassertropfen hängen, der sich aus ihrem Haar gelöst hatte und langsam ihren Körper hinabrann. Sie war es gewohnt, so angesehen zu werden. Von Fremden im Club, von Freunden im Freibad. Allen gefiel, was sie sahen. Ihr gefielen die Blicke. Sie freute sich darüber, fühlte sich bestätigt, aber es bedeutete ihr nichts. Keiner dieser Typen, die sie alle mit Leichtigkeit haben könnte, wenn sie wollte, interessierte sie. Wenn er sie so ansah, war das mehr wert, als die Blicke aller anderen. Darauf hatte sie so lange gewartet. Alle ihre Schulhoftagträume hatten sich darum gedreht. Dass er einmal den Kopf wandte und sie ansah.

Sie ließ sich neben Lukas nieder, wandte sich ihm zu. Sie konnte die Sommersprossen auf seinem Nasenrücken zählen, so nah war sie ihm. Damals auf dem Schulhof hatte sie nicht gewusst, dass er welche hatte. Sie hatte sich nicht träumen lassen, dass sie ihm jemals wirklich nah genug kommen würde, um es herauszufinden. Sie hatte es sich ausgemalt, natürlich, aber sie hatte nicht daran geglaubt. Nachdem er eines Tages einfach weg gewesen war, hatte sie

nicht einmal damit gerechnet, ihn jemals wiederzusehen. Dann war sie ihm an einem heißen Mainachmittag genau an der Stelle, an der sie nun saßen, begegnet. Das war jetzt mehr als drei Monate her. Betrunken von der Hitze und der ersten Grillparty des Jahres war sie ihm in die Arme gelaufen. Sie hatte ihn sofort wiedererkannt. Er war vor einem kleinen Zelt gesessen. Es war dunkelgrün und verschmolz fast mit den Sträuchern zwischen denen es stand. Daneben war eine Schnur gespannt. Ein paar Kleidungsstücke flatterten daran wie kleine Fähnchen. Eine Szene, wie aus einem Abenteuerroman.

»Du kommst mir irgendwie bekannt vor«, hatte er gesagt. Er blinzelte von unten zu ihr herauf. An einem dünnen Stock hatte er einen kleinen Fisch aufgespießt. Er briet ihn über dem offenen Feuer. Es roch köstlich.

»Du mir auch«, hatte sie geantwortet und sich neben ihn gesetzt. Sie wusste, das war ihre Chance. Und sie würde sie nutzen. Sie hatte sie genutzt.

»Ich sterbe vor Hunger.« Sie schlang ihr nasses Haar zu einem Knoten auf ihrem Kopf.

Lukas lächelte. Wenn Lukas lächelte, tauchten diese kleinen Grübchen auf seinen Wangen auf. Wenn er lächelte, hatte sie das Gefühl, einen Blick auf den wirklichen Lukas zu erhaschen. Da war noch so viel, das sie bisher nicht zu Gesicht bekommen hatte. Da waren noch ganze Welten, deren Existenz sie nicht einmal ahnte. Welten, aus denen er sie aussperrte. Manchmal brannte sie darauf, einen Blick hinter die Mauern zu werfen. Manchmal wollte sie wissen, was er dachte, was er fühlte in jeder einzelnen Minute. Was er tat, wenn sie nicht da war; wenn sie nach ein paar gemeinsamen Stunden zurückging. Zurück zu ihren Klausurvorbereitungen, zu

ihren Sportstunden, zu ihren Eltern. Zurück in ihre Realität. Wie es kam, dass er in diesem Zelt am Fluss lebte, immer noch, mit nicht viel mehr als einem Rucksack voller Habseligkeiten. Manchmal fragte sie ihn danach. Manchmal antwortete er. Aber seine Antworten waren immer nur schöne Worte. Das wusste sie und das wusste er. Deshalb fragte sie meistens nicht. Meistens wollte sie es nicht wissen. Zu viel zu wissen würde alles ändern. Es würde das ändern, was sie jetzt hatten. Aber das, was sie jetzt hatten, war gut so. Es gab nur das Hier und Jetzt, nur sie beide und diesen niemals endenden Sommer. Lagerfeuerromantik und Freiheit unter dem endlos blauen Himmel. Alles andere spielte keine Rolle.

Lukas legte das Buch zur Seite. Jack London. Es lag immer neben ihm, wenn er dort am Ufer saß, aufgeklappt, mit den zerfledderten Seiten nach unten. Manchmal las er darin, aber meistens lag es einfach nur da. Er musste es bereits auswendig können. Sie selbst glaubt schon, es auswendig zu können, dabei hatte sie es noch nie angerührt. Sie sah es immer nur dort liegen.

Lukas hatte Kartoffeln im Feuer gegart. Dieses Mal waren sie kaum größer als Walnüsse. Er holte sie umständlich mit seinem Stock aus der Glut. »Die müssten schon durch sein. Aber schau sie dir lieber noch mal an, wenn du sie geschält hast. Ein paar von denen hatten schon Triebe. Ich hab sie abgebrochen, aber keine Ahnung wie tief die schon nach innen gingen. Schneid einfach alles ab, was komisch aussieht.«

Sie rührte die Kartoffeln nicht an. »Ich hab ein paar Sachen von Zuhause mitgebracht«, sagte sie. Sie kramte in ihrer Tennistasche. Seit Monaten verließ sie das Haus kaum ohne ihre

Tennistasche. Nur zum Tennis ging sie nie. Aber das wusste niemand. Außer Lukas. »Ist aber nicht besonders viel. Meine Mutter hat vergessen einkaufen zu gehen.«

Ihre Hände streiften sich, als sie ihm das Glas reichte. Seine Finger waren lang und schmal wie die eines Klavierspielers. Das war ihr schon oft aufgefallen, doch sie hatte ihn noch nie gefragt, ob er es könne. Klavierspielen.

»Deine Eltern hatten nur noch Würstchen und Schokolade auf Vorrat?« Sie sah ihm an, dass er ihr nicht glaubte. Sie sah es an der Art und Weise, wie er die Stirn runzelte, wie sich die Haut über seinen Kiefermuskeln spannte. Er glaubte, sie brachte ihm immer nur das mit, was ihre Eltern nicht vermissen würde: eine Packung Kekse, ein Glas Essiggurken, ein paar Stücke übriggebliebene Pizza. Er hatte recht. Sie packte stets die Dinge ein, die schon eine Weile unbeachtet im Kühlschrank oder in der Speisekammer herumstanden. Es war nie besonders viel. Sie wollte nicht das Verschwinden von Lebensmitteln rechtfertigen müssen. Sie wollte Lukas nicht rechtfertigen müssen. Lukas und ihr Alltag, das waren zwei Universen, die nur unabhängig voneinander existieren konnten. Träfen sie aufeinander, würde mindestens eines beim Zusammenstoß zerfallen. Sie fürchtete, dass das Lukas' Universum sein würde. Lukas' und ihres. Das konnte sie nicht riskieren. Deshalb durfte es sich auf keinen Fall ausdehnen. Es musste genau hier am Fluss bleiben, klein und kompakt, wie eine Seifenblase, ohne Berührungspunkte mit all dem da draußen. In Sicherheit.

Lukas legte die Tafel Schokolade und das Glas mit den Würstchen zur Seite. »Danke«, sagte er. Sein Lächeln war schon lange wieder verblasst. Stattdessen war dieser Ernst in sein Gesicht

zurückgekehrt. Diese Finsternis, die ihn älter aussehen ließ als er wirklich war und so, als trüge er Dinge mit sich herum, von denen niemand wusste. Und von denen nie jemand erfahren sollte.

Irgendwo weiter flussaufwärts lief Musik. Vielleicht waren es Freunde von ihr, die dort billiges Fleisch grillten, Shisha rauchten und Cola-Rum aus Plastikflaschen tranken. So wie jedes Wochenende. Das war ihr Sommer, ihre Freiheit – nur eine halbe Stunde mit dem Rad von der Stadt und doch so weit weg vom Alltag. Vielleicht würde sie auf ein Bier vorbeischauen, bevor sie nach Hause ging. Vielleicht aber auch nicht. Der bloße Gedanke an das endlose In-der-Sonne-dösen, das Schäkern im Wasser, das Kreischen der anderen Mädchen langweilte sie. Das war nicht mehr ihre Welt. Lukas war ihre Welt. Sie hatte ein ganz neues Level erreicht.

Lukas hatte eine Kartoffel mit einer Blechgabel aufgespießt. Mit seinem Taschenmesser häutete er sie, Stück für Stück. Die Schalenfetzen warf er ins Feuer, wo sie langsam verglimmten. Als er die erste Kartoffel gegessen hatte, wiederholte er die Prozedur mit der nächsten. Sie sah ihm dabei zu. Er achtete nicht darauf, ob die Kartoffeln komisch aussahen. Er aß sie einfach. Sie selbst aß nicht. Das Grummeln in ihrem Bauch hatte sich schon lange wieder gelegt. Für alte Kartoffeln war sie nicht hungrig genug. Das war sie nie. Auch wenn sie manchmal so tat. Lukas fiel nicht auf, ob sie so tat oder nicht, ob sie aß oder nicht. Das tat es nie. Oder er zeigte es nie. Aber das war ihr nur recht. Sie würde sich auf dem Nachhauseweg irgendwo etwas holen. Vielleicht asiatisch.

Lukas sah auf den Fluss hinaus. Sie folgte seinem Blick. Er beobachtete ein kleines Stück Treibholz, das gemächlich an ihnen vorbeizog wie ein winziges Boot. Über dem träge dahinfließenden Wasser erstreckte sich der wolkenlos blaue Augusthimmel. Ein leichter Wind machte die nachmittägliche Hitze erträglich. Es war ein Tag wie aus dem Bilderbuch. Ein Sommer wie aus dem Bilderbuch. Doch Lukas schien all das nicht wirklich zu sehen. Er sah irgendetwas anderes. Er sah etwas, das sie nicht sah. Und das sie vielleicht auch gar nicht sehen wollte. »Immer wenn ich hier sitze, mit dir, und auf's Wasser schaue, wünschte ich, ich könnte die Zeit anhalten«, sagte sie. »Ich wünschte, ich müsste nie wieder zurück. Ich wünschte, wir könnten einfach für immer hier bleiben. Die Sonne genießen, das Wasser, das Leben. So stelle ich mir das Paradies vor.«

Lukas legte seine Gabel zur Seite, ganz langsam und sorgfältig, mit den Zinken nach unten. Dann wandte er den Kopf und sah sie an. Er sah sie lange an. Er hatte schöne Augen. Braun mit einem Stich ins Grüne. Wie ein Teich im Wald. Einer, von dem niemand wusste, wie tief er war. Nur, dass es weit hinunterging. Je länger er sie ansah, desto mehr verschwamm alles um ihn herum, alles was nicht Lukas war. Sie drohte in seinen Augen zu versinken. Wie immer, wenn sich ihre Blicke trafen. Schließlich schüttelte er den Kopf. Dieses Kopfschütteln ließ ihre Blase platzen. Noch bevor er ein Wort über seine Lippen gekommen war. »Ich kann es kaum erwarten, von hier wegzukommen«, sagte er.

Ulrike Niemann

Im Dunkeln

Obwohl es schon Abend ist, drückt sich die Hitze zäh und dick in die Stadt hinein. Die Absätze meiner Schuhe klacken in zügigem Tempo über den aufgeheizten Asphalt. Meine U-Bahn fährt zwar alle zehn Minuten, trotzdem behalte ich meinen schnellen Laufschritt bei. Der Tag war einfach zu lang. Und als ich heute als letzte unser Projekt vorgestellt habe, hat mein Abteilungsleiter kein einziges Mal von seinem Tablet aufgeblickt.

An der Treppe, die zu den Gleisen hinabführt, bilde ich mir ein, die einfahrende Bahn zu hören. Ich sprinte die Stufen hinab. Gerade haben sich die Türen geschlossen und ich hämmere auf den runden Knopf ein. Aber das Abteil vor mir setzt sich ohne mich in Bewegung. Die Anzeigentafel kündigt die nächste Bahn in 15 Minuten an, dann erlischt sie. Fast zeitgleich wird es stockdunkel.

Im ersten Moment weiß ich nicht, was los ist. Die Schwärze vor meinen Augen scheint so vollkommen, dass ich sie fast greifen kann. Die Stimmen und Bewegungen der Menschen kommen mir viel dichter vor. Als stünden sie in der Dunkelheit in einem engen Kreis um mich herum. Der Gestank nach säuerlichem Schweiß, Urin und einem süßlichen Parfüm beißt sich mir in die Nase.

Ich krame nach meinem Smartphone und schalte die Lampe ein. Auch um mich herum beginnen die Menschen ihre Telefone hochzuhalten. Die U-Bahn-Station wird leicht

erleuchtet und meine Umgebung rückt wieder etwas von mir ab. Auf meinem Handy versuche ich ins Internet zu kommen, aber das Netz ist überlastet. Nach und nach versammeln sich immer mehr Menschen an den Gleisen, in der festen Erwartung, dass es gleich weitergeht. Und weil es das nicht tut, schwillt der Geräuschpegel an von Spekulationen und Beschwerden. Nach 20 Minuten reicht es mir.

Draußen ist es noch hell, obwohl ich glaube, dass die Sonne bald untergehen müsste. Hupen, das Geräusch von Motoren und immer wieder eine Sirene bohren sich in meinen Kopf. Ich quetsche mich zwischen den stillstehenden Autos auf einer sonst stark befahrenen Straße hindurch. Die Kreuzung gegenüber wird von mehreren Autos blockiert.

Am Ende der Straße sehe ich die ersten Bäume des Parks. Ich könnte ihn auch umgehen, aber dann wäre ich über eine halbe Stunde länger unterwegs. Und noch ist es hell genug.

Im Eingang eines der letzten Häuser vor dem Park sitzt ein Kerl und starrt konzentriert auf seinen Laptop. Das kommt mir so bizarr vor, dass ich einfach stehenbleibe und frage, ob er wieder eine Internetverbindung hat. Er schaut mich überrascht an, dann lacht er, als ob er in dem Moment einen Witz verstanden hätte.

»Nein, ich wollte schauen, wie ich jetzt am besten heimkomme. War ein langer Tag, ich habe bis eben nicht gecheckt, dass bei sowas ja auch das Internet nicht mehr funktioniert.«

Irgendwie kommt er mir bekannt vor. Er muss ungefähr in meinem Alter sein, wahrscheinlich ist er Student. Aber aus dem Studium kenne ich ihn nicht.

»Du wohnst hier in der Nähe, oder?«, frage ich.

»Ja, genau«, sagt er und verstaut schnell den Laptop in seinem Rucksack. Er wirkt gestresst.
»Dann muss ich mich wohl zu Fuß zurechtfinden.«
Wohnt er nicht sogar im selben Haus? Ich glaube ein paar Stockwerke unter mir.
»Ich werde durch den Park gehen. Wo musst du lang?«
»Auch da lang.«

Unter dem Blätterdach fühlt es sich fast so an, als würden wir eine andere Welt betreten. Es rauscht leicht in den Bäumen. Der Gesang von ein paar Vögeln ist über uns zu hören. Hier ist es bereits ein wenig dunkler und ich ziehe für mehr Licht erneut mein Smartphone heraus. Als ich das Display erleuchte, schaltet es sich jedoch direkt wieder ab. Der Akku ist leer. Ich blicke zur Seite und registriere überrascht, dass er eine Taschenlampe hochhält.
»Ich hab‘ zwar sonst keinen Plan, aber dafür bin ich vorbereitet.«
Der Pfad vor uns ist nicht asphaltiert und ich befreie meine Füße kurzerhand aus den hochhackigen Schuhen. Im ersten Moment ist der Boden hart. Jede kleine Unebenheit bohrt sich in meine Haut. Aber es fühlt sich lebendig an. Es tut mir gut.
»Und, was machst du so? Studierst du hier?«, frage ich etwas lahm.
»Ja, ich schiebe den Abschluss noch vor mir her«, sagt er und zwinkert mir konspirativ zu.
»Und du?«
»Ich arbeite bei der Allianz. Seit fast zwei Jahren, aber manchmal wünsche ich mich auch wieder ins Studium zurück.«

Eigentlich stimmt das gar nicht. Das Studium war für mich eine Aneinanderreihung von Fristen und endlosen Skripten, die ich nächtelang auswendig lernte, nur um sie wenige Wochen später wieder zu vergessen. Ich hatte das Gefühl, ununterbrochen gefordert zu sein. Es ist mir wichtig, gute Leistungen zu erbringen und Karriere zu machen. Aber ich kann mich nicht erinnern, wann ich mich das letzte Mal einfach so mit jemandem getroffen habe. Dafür ist mir noch klar vor Augen, wie meine Tante mich angesehen hat, als ich ihr gesagt habe, dass ich alleine wohne. Ich weiß nicht, wo das hinführt.

Wir haben den Park fast durchquert. Zwischen den Bäumen kann ich eine düstere Häuserfront ausmachen. Immer noch kein Strom. Es ist fast so, als würden wir eine Grenze überschreiten, aus dem Park zurück in die Realität der Stadt. Hinter den Fenstern der Häuser ist vereinzelt das flackernde Licht einer Kerze auszumachen. Die Straßen sind leer und leise.

Ich weiß nicht warum, vielleicht liegt es an der ungewohnten Stille, aber hier fällt plötzlich alles von mir ab. Ich muss stehenbleiben. Über meine Wangen spüre ich Tränen hinabgleiten. Als er sich umdreht und erwartungsvoll zu mir zurückschaut, hebe ich die Hände vor mein Gesicht.

»Hey, was ist passiert?«

Aber ich kann nicht antworten, ich habe die Kontrolle bereits verloren. Ich merke, dass er mir die Hand leicht auf den Rücken legt, während ich nicht verhindern kann, dass mir eine Träne nach der anderen über das Gesicht fließt. Und obwohl er eigentlich ein Fremder ist, tut mir das Gefühl, nicht alleine zu sein, unglaublich gut.

Irgendwann beruhige ich mich wieder. Meine Augen fühlen sich leicht geschwollen an und meine Wangen und mein Hals sind nass.
Er macht abrupt einen Schritt zurück, als ob ihm mein Gefühlsausbruch im Nachhinein doch zu viel und zu nah ist. Dann kramt er aus seinem Rucksack eine noch verschlossene Wasserflasche hervor und hält sie mir hin.
»Falls du Nachschub brauchst«, sagt er und zieht einen Mundwinkel nach oben. Ich stoße atemlos ein kurzes Lachen aus und greife dankbar nach der Wasserflasche.
»Warte hier kurz auf mich, ok? Ich bin gleich wieder da.«
Er zwinkert mir zu, läuft zurück Richtung Park und verschwindet schnell im Schatten zwischen den Bäumen.
Ich trinke in großen Schlucken von dem Wasser und hole ein paar Mal tief Luft. Die Sonne muss mittlerweile untergegangen sein. Schicht für Schicht beginnt die Dunkelheit sich wie ein Schleier vor meine Augen zu legen.
Wie lange ist er bereits weg? Kommt er überhaupt zurück oder hat er es sich anders überlegt? Vielleicht sollte ich einfach gehen, bevor es ganz dunkel wird. Die Gebäude um mich herum wirken ohne das künstliche Licht der Lampen und Fernseher verlassen. Keine Motorengeräusche, keine Stimmen sind zu hören. Ich gehe zurück in Richtung Park. Kurzentschlossen folge ich dem unbefestigten Pfad, der zwischen die Bäume führt. Aber nach wenigen Schritten bleibe ich stehen. In der Dunkelheit ist mir der Park fremd. Gerade so erkenne ich die Umrisse der Bäume in meiner Nähe. Um mich herum gibt es fast nur noch

Schwarz. Es fühlt sich bedrohlich an. Ich suche das Licht der Taschenlampe. Aber ich kann es nirgendwo ausmachen. Er ist nicht mehr hier.
Ich drehe mich um und will den Park wieder verlassen. Dann bemerke ich zwischen den Bäumen einen Lichtkegel. Ich erkenne, wie jemand seinen Arm nach oben streckt, als würde er mit einem Handy nach einer Netzverbindung suchen.
Das ist er. Ich mache ein paar Schritte in seine Richtung. Er hat kein Handy in der Hand. Dafür ist der Gegenstand zu groß und klobig. Ein ungutes Gefühl breitet sich in meinem Magen aus. Dann höre ich ein kurzes Rauschen wie aus einem Radio. Ein Funkgerät?
Im nächsten Moment blendet mich das Licht einer Taschenlampe. Schützend hebe ich die Hände vor mein Gesicht.
Er lacht erleichtert auf.
»Ach, du bist das! Du hast mich ganz schön erschreckt.«
»Was machst du hier?«
Ich kann sein Gesicht nicht erkennen. Das Licht blendet mich weiterhin.

Die leisen, rhythmischen Klopfzeichen, die aus meinem Funkgerät kommen, höre ich erst, nachdem sie aufgehört hat zu weinen. Eine Kontaktaufnahme war nicht vorgesehen. Die Situation gerät außer Kontrolle, aber ich drücke den Gedanken gleich wieder weg. Wenn ich mich ruhig verhalte, schaffe ich es, aus der ganzen Sache heil heraus zu kommen.

Ich kann keine stabile Funkverbindung aufbauen. Bis jetzt empfange ich nur ab und zu ein Rauschen. Plötzlich höre ich, wie sich der Kies auf dem Pfad leise bewegt. Schlagartig jagt Adrenalin durch meinen Körper. Aber es steht nur sie vor mir und ganz kurz breitet sich Erleichterung in mir aus. Sie fragt, was ich hier treibe. Mit zusammengekniffenen Augen versucht sie etwas gegen das Licht meiner Taschenlampe zu erkennen. Leise atme ich noch einmal tief ein, versuche ein entspanntes Lächeln aufzusetzen. Dann senke ich den Lichtkegel ein wenig.

»Sorry, dass ich solange gebraucht habe.«

Ich muss mich konzentrieren, analytisch bleiben. Ihr Blick huscht zum Boden, dann wieder zurück zu mir.

»Was machst du hier? Wieso hast du ein Funkgerät dabei?«

Ganz leicht presst sie die Lippen aufeinander.

»Zufall, dass ich das heute überhaupt dabeihabe.« Unsinn, das erklären zu wollen. Das sehe ich in ihrem Gesicht. Sie hat ihre Stirn gerunzelt und sieht mich direkt an.

Dann rauscht mein Funkgerät erneut. Und diesmal beginnt es über unseren verschlüsselten Kanal zu senden.

»Was bitte ist passiert? Warum hast du das Stromnetz lahmgelegt? Wenn wir wegen sowas geschnappt werden…«

Zu langsam finde ich den Knopf. Ich schalte das Funkgerät hektisch aus. Dann richte ich die Taschenlampe wieder auf sie. Sie wirkt verunsichert. Ihr Blick klebt an dem Funkgerät in meiner Hand. Die Angst beginnt an meinem Körper hinaufzukriechen.
Sie macht einen schnellen Schritt zurück, wendet sich halb zum Gehen.
»Ich muss jetzt los…«
Wie wird sie reagieren, wenn sie morgen die Nachrichten sieht. Wenn sie erfährt, dass es keine Störung, sondern Sabotage war. Mit Macht zwängt sich in mein Bewusstsein, was ich hier aufs Spiel setze. Meine Lungen wollen keine Luft mehr aufnehmen.
Sie hat mir bereits den Rücken zugekehrt, entfernt sich hastig immer weiter von mir. In wenigen Schritten habe ich sie eingeholt. Ich fasse sie fest am Handgelenk. Sie dreht sich erschrocken zu mir um.
»Lass mich los!«
Ihre Stimme ist fest. Sie versucht sich loszureißen. Aber ich kann sie nicht loslassen. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Jede Eventualität hatten wir durchdacht. Hatten uns auf alles, was schieflaufen könnte, vorbereitet. Um genau so etwas zu verhindern.
Keine losen Enden. Keine Spuren.

Helene Köck

Mein rechter Platz

Mit einem Skibus fahren wir in ein Skigebiet. Es hat viel geschneit und der Bus fährt Schleifen um die meterhoch aufgetürmten Schneeberge auf dem Schulparkplatz. An der dreckigen Fensterscheibe haben sich ein paar Eisblümchen gebildet. In meiner Hand halte ich die Packung Reisekaugummi, die mir Thomas mit auf den Weg gegeben hat. Superpep gegen Reiseübelkeit steht drauf, mit kleinen Bildchen von einem Schiff, Zug, Auto und Flugzeug. Aber noch geht es und ich stecke die Packung zurück in die Tasche meines Skianzugs. Ich mag den Geschmack nicht.
Mein rechter Platz ist frei. Die Coolen sitzen hinten, so wie es bei uns auch war. Hansi klaut Stefanies Mütze. Hol sie, hol sie dir, ruft er in seinem stolzen Bayerisch. Sie schreit und ein paar Jungs lachen laut. Der Hansi aus Huglfing. Von den anderen habe ich mir die Namen noch nicht gemerkt, und man soll beim Busfahren nach vorne schauen oder eben aus dem Fenster. Ich zähle die Kurven.

Nach der fünften Rechtskurve merke ich, dass es wieder losgeht. Aber es dauert drei weitere Kurven, bis ich den Skianzug aufbekommen habe, der Reißverschluss klemmt. Mit dem Fingernagel schlitze ich die Kapsel rundum auf, bevor ich einen Kaugummi aus der Packung

drücke und mir in den Mund stecke. Konzentrier dich aufs Kauen, hat Thomas mir eingebläut. Kau, kau, mache ich, kau, kau, versuche ich zu denken und halte mich an meinem Schal fest.

Jetzt geht es bergauf. Der Bus fährt an einem Kreuz vorbei, da ist wahrscheinlich einer gestorben. Zu spät gebremst und den Abhang runter. Der Kopf von einem Jesus mit Stacheldraht im Haar ragt geradeso aus dem Schnee.
Mit Lisa habe ich mal gebetet. Mit gefalteten Händen vor einer Holzkiste, Lisas Idee. Sie wollte das testen. Bitte lieber Gott, mach, dass da ein Archäologen-Ausgrabungsset drin ist. Seit wir mal an der Isar einen versteinerten Ammoniten gefunden hatten, waren wir auf der Suche nach Fossilien. Lisa war dann ziemlich enttäuscht. Weil wir immer noch kein Ausgrabungsset hatten oder wegen Gott. Trotzdem hat sie nicht mit mir in Ethik gedurft, sondern musste sich weiter auf die Kommunion vorbereiten.
Jetzt gibt‘s auch für mich kein Ethik mehr, in der neuen Klasse sind einundzwanzig katholisch und fünf evangelisch. Ich durfte wählen und nahm katholisch.

Über meinem Kopf fliegt eine Mütze vorbei. Ich ignoriere sie und wer sie geworfen hat und wen sie treffen wollte, ich schaue aus dem Fenster hinaus in den Schnee und kaue energisch und denke an Lisa und an die Mammutzähne, die wir wahrscheinlich niemals ausgraben werden.

Ich krieg hier `nen Koller, hat Mama gesagt, und dann sind wir ins Grüne gezogen, wie sie es nannte, und zu Thomas. Sie hat von einem Gemüsegarten geredet und vom Baden im See. Aber es war Winter und alles weiß. Ich bin sicher, dass in Wahrheit Thomas sie dazu überredet hat, das zu machen. Mama übersetzt und ihr ist egal wo. Jetzt werde ich immer von Thomas zur Schule gefahren. Da kriege ich `nen Koller. Aber wenigstens wird mir auf der kurzen Strecke nicht übel.
Trotzdem habe ich morgens immer weiche Knie, wenn ich das Klassenzimmer betrete. Ich vermisse meine Leute, auch Goran und Julius, die Verrückten. Und außerdem vermisse ich meinen Schulweg. Bei Lisa klingeln und dann zu Fuß durchs Viertel. Über den Zebrastreifen. Vorbei am neongelben Herrn Amorosa, der sich immer ziemlich mutig auf die Straße stellt und für uns die Autos stoppte. Mick, der Straßenkehrer, ließ uns über seine Haufen springen, und wenn wir mittenrein springen, schwingt er drohend seinen Besen über dem Kopf, ruft: ihr Hosenscheißer, und dabei lacht er. Auf dem Heimweg dann Zucker aus den Zuckerstreuern beim Italiener an der Ecke schlecken und so schnell es geht wegrennen, wenn Claudio auf die Terrasse kommt.

Ich bin so in Gedanken, dass ich das Zählen vergessen habe. Ich habe zu viel Speichel im Mund, beginne wieder bei eins. Der Kaugummi ist schon ganz hart. Für den Notfall gibt es auch eine Kotztüte, aber die steckt in meinem Rucksack auf der Gepäckablage. Ich kaue und zähle weiter die Kurven. Eine rechts, eine links, eine rechts, eine links. Alles Serpentinen.

Stefanie kommt nach vorn, sie läuft eckig und klackert mit den Skischuhen. Ihre Mütze liegt zwischen den Sitzreihen auf dem Boden, im Matsch aus schmilzendem Schnee und Kieselsteinchen. Frau Englmayer-Kaindl geht nach hinten und schimpft. Ich verstehe kein Wort.

Als sie wieder vorne ist, beginnt Hansi mit seinem Handy anzugeben und mit Level siebzehn bei Snake. Gestern hat das Handy im Unterricht geklingelt und Hansi hat ewig gebraucht, um den Klingelton auszuschalten. Vielleicht weiß er gar nicht, wie man damit telefoniert.
Mit Lisa habe ich Telefonnummern von Ampelpfosten gesammelt: Fahrrad geklaut, Katze vermisst, Schlüssel gefunden, Wohnung gesucht, Job angeboten. Da haben wir dann angerufen, wenn wir zu Hause waren. 089 weglassen, Stimme verstellen, Witz erzählen, schnell auflegen. Oder man sagt gar nichts, aber dann platzt man vor Kichern.
Wenn ich jetzt abends Lisa anrufe, dann muss ich zuerst 089 drücken.
Ich habe ihr erzählt, dass wir mit der Klasse Skifahren gehen. Sie fand das cool, deshalb bin ich jetzt auch gespannt.

Der Bus steht Schlange. Anfahren, stopp. Anfahren, stopp. Kau, kau, kau, kau.
Die Ampel springt wieder auf rot.
Lisa und ich haben herausgefunden, was man machen muss, damit eine Ampel sofort grün wird. Man muss zehnmal hintereinander ganz schnell auf den Ampelknopf drücken. Das klappt

immer. Aber es ist schwer, im richtigen Tempo zu drücken und sich dabei nicht zu verzählen. Ich zähle, ohne Ampelknopf: eins kau, zwei kau, drei kau. Es wird grün, wir fahren los und plötzlich geht‘s nicht mehr. Ich kotze in meinen Skihelm. Obendrauf schwimmt der Kaugummi.

Philipp Schlüter

Sirene

Liv war eine Sirene – entstiegen den lebendigen, schäumenden Wassern. Das salzige Meer und die skandinavische Sonne hatten Livs Haar ausgebleicht. Satt war das Braun ihrer Haut. Sie sonnte sich in ihrem schwarzen Bikini auf den steinernen Terrassen am Rande des Fjords. Wie Binsen streichelte der Küstenwind die kleinen blonden Härchen auf ihren athletischen Unterarmen. Wann immer ich sie sah oder wir zusammen Zeit verbrachten, fühlte ich mich eingebunden in etwas, das so groß war, dass ich dafür keine Worte hatte.
Damals hatten Max, Sabrina, Leonie, Freddy und ich uns ein kleines weißgestrichenes Holzhaus auf einer Insel im norwegischen Hordaland unweit von Bergen gemietet. Nach der Schule wollten wir die volle Freiheit: Sommer, weite, wilde Landschaft. Wir paddelten von unserer Unterkunft zum Supermarkt, wo wir Brot, Aufstriche und Zigaretten besorgten. Wir lagen in den Wiesen oder auf den mit Flechten gepolsterten Felsen und rauchten. Wir bliesen Rauchkringel unter das knallblaue Dach. Dass ich im Herbst an der Technischen Universität in Berlin Maschinenbau studieren würde, kam mir dort zwischen Fjorden, Felsenklippen und Kiefernwäldern mindestens eine Galaxie weit entfernt vor. Die Wärme säugte unsere Körper, Muße nährte uns und machte die Seelen wunderbar leicht.
Oft fing ich den Fisch selbst. Den einen Tag, während ich den Blinker an der Angelschnur tänzeln ließ, hörte ich eine Stimme in meinem Rücken.

»You caught a fish?«

Die Götter hielten die Tage eine zögernde Sekunde an.

Mir fiel vor Schreck die Zigarette aus dem Mund, landete auf meinem Fuß, die Glut fraß sich in meine Haut. Ich versuchte, mir nichts anmerken zu lassen, während ich mir der schönen jungen Frau ganz gewahr wurde. Ihre Augen waren so lebendig, ihr Körper voller Spannung. Woher kam diese skandinavische Sirene? War sie womöglich über den Bifröst in die Welt der Menschen heruntergestiegen?

»Got lucky this morning«, sagte ich und schnippte die Zigarette mit dem anderen Fuß ins Gras und legte die Angel ab. Das Brandmal tat höllisch weh.

Liv kicherte.

»Great!«, sagte sie. »Where are you from?«

»My name is Enno and I am from Germany. We are on holiday. My friends are up the hill.«

Ich zeigte mit dem Arm in Richtung des ansteigenden Pfades hinter unserem Bootshaus. Zum Angeln hatte ich die felsigen Schären aufgesucht, die unsere Badebucht, in der auch der hölzerne Bootssteg trieb, einrahmten.

»I´m Liv! Wie geht es dir?«, fragte sie mich.

»Du sprichst Deutsch?«

»Ich habe es gelernt in die Schule«, antwortete sie.

Ihr norwegischer Akzent, das fremdvertraute daran machte mich ganz verrückt. Liv trat einen Schritt näher an mich heran. Unter ihrem weißen, enganliegenden T-Shirt zeichneten sich die Umrisse ihres schwarzen Bikinis ab.

»Darf ich sehen?«, fragte sie mich und zeigte auf den weißen Plastikeimer, der neben mir auf dem Boden stand.

»No problemo.«

»En makrell«, sagte Liv. Der Fisch hatte ein silbern bläuliches Tigermuster auf dem Rücken. Er bewegte sich nicht. Es war schon Mittag und die Sonne brannte.

»Wohnst du hier auf der Insel?«, fragte ich.

»Ich bin heute Morgen mit dem Kayak gekommen, von die andere Seite.«

Liv zeigte in Richtung Süden, in die ich meinen Blinker ausgeworfen hatte. Dabei schob sich die rechte Seite ihres Oberteils ein wenig nach oben und gab dabei den Blick auf ein Tattoo in Höhe ihrer Taille frei. Ich meinte, den schwarz in die Haut eingestochenen Umriss eines Quallenschirms zu erkennen. Die Gewässer hier wimmelten nur so von Feuerquallen, wenn die Strömung ungünstig war.

»Meine Eltern wohnen in Bergen, mit dem Auto braucht man eine halbe Stund«, erklärte Liv. Nimm mich mit, lass uns zusammen in den Sonnenuntergang paddeln, wünschte ich, und das Brandmal auf meinem Fuß pochte heiß.

»Ich muss auch zurück zu meinem Kayak. Wir sehen uns – Hei!«, sagte Liv.

»Ja, cool, sehr cool«, sagte ich und dann schaute ich ihr hinterher, wie sie leichtfüßig von einer Schärenformation zur nächsten sprang und hinter Kiefern und Gebüsch verschwand.
Ich schnappte mir meine am Boden liegende Angel, hängte den Blinker auf Spannung in eine der Metall-Ösen ein und nahm den Eimer mit der Makrele in die andere Hand. Ich fühlte mich wie auserwählt. Geschwind ging ich am Bootshaus vorbei und zurück zu unserer Holzhütte. Ich musste den anderen von ihr erzählen …

In einer dieser Nächte, in denen sich das Gefühl einstellt, man könne die Ewigkeit zwischen den Sternen atmen, zwischen Feuer und Funkenschlag, legte sie ihre Wange auf meine Schulter, und ich spürte, wie elektrisierend ein zartes Sich-Berühren wirken kann. Erst später las ich auf ihrem Körper die Worte dazu: Die Schwalben streifen die Fluten / Und trinken Fahrt und Nacht.

Am nächsten Morgen hatte ich meine Angel schon früh wieder an der gleichen Stelle ausgeworfen. Auch wenn mir mein potentieller Fang gleichgültig war, hatte ich gegen Mittag doch einige Dorsche und Makrelen gefangen. Nur von Liv keine Spur.
Später saßen wir kaffeetrinkend vor unserer weißgestrichenen Ferienunterkunft im Schatten eines gelben Sonnenschirms. Ich schlug den beiden Pärchen vor, die Fische am Abend über dem Feuer zu grillen und es uns mit Decken und Gitarre dabei bequem zu machen.
»Und was ist mit deiner Fergie?«

»Audrey Hepburn! «
»Ach, seid still«, sagte ich. »Wenn, dann Sirene!«

Ich sah sie als erster den kleinen Pfad heraufkommen. Das unwegsame Gelände machte ihr nichts. Ich winkte ihr zu und rief: »Hallo Liv! Komm doch rüber!«
»Hei Enno!«, rief sie und meinen Namen aus ihrem Mund zu hören, machte mich stolz. Katapultartig sprang ich von meinem Plastikstuhl auf und zog für mein Mythenwesen einen weiteren heran. Ich fühlte mich wie ein Entdecker, dessen allseits belächelte Erzählungen völlig unerwartet beglaubigt wurden. Während ich drinnen heißes Wasser in den mit Kaffeepulver gefüllten Filteraufsatz goss, kamen meine Freunde mit Liv ins Gespräch.
»Tusen takk for kaffen«, Liv strahlte mich an. Es war dann Freddy, der sie freundlich einlud, heute Abend mit uns am Lagerfeuer zu grillen.

Was ich von Liv lernte, war eine brodelnde, starke Liebe. Das begann, als ihre Wange meine Schulter fand. Und führte sich fort, als sie über Nacht bei uns blieb und mir im Schein der Lagerfeuerflammen ihr Tattoo zur Gänze zeigte: Eine filigran gestochene Feuerqualle, deren Arme sich um verschiedene Symbole legten, die für elementare Dinge in Livs Leben stehen mussten. Ein Kunstwerk, ein Gleichnis aus Tinte von der Taille zum Rücken bis hoch zur Schulter. Lediglich schwarze Farbe hatte sie sich unter die Haut stechen lassen. Besonders gut erinnere ich mich an das kantige Motiv eines Keilers. Ich betrachtete es als eine dem Körper

eingeschriebene Liebeserklärung an den Norwegian Way of Life. Auch die nordische Göttin Freya ritt auf einem Eber, Hilisvini genannt.
Und dann gab es einen Vers auf ihrem Schulterblatt, von einem weiteren Tentakel jugendstilartig eingerahmt. An jeder der vier Ecken prangte ein Vogel mit sichelförmigen Flügeln. Darin die Benn'schen Verse.
Ich weiß noch, mit welcher Inbrunst sie das Gedicht auf Deutsch vortrug. Meistens saßen wir dann nach etlichen Gläsern Rotwein auf ihrem Balkon. Auch heute noch diese Gänsehaut, wenn die vorletzte Strophe ausklingt: Der Sommer stand und lehnte / und sah den Schwalben zu.

***

Draußen raste ein Krankenwagen mit einem schrecklich lauten Martinshorn die Straße entlang. Die U-Bahn rasselte oberirdisch vorbei. Eine leichte Vibration durchzog die Hauswände. Ich schloss das gekippte Fenster. Mittlerweile war ich zwischen Spree, Friedrichshain und dem Potsdamer Platz angekommen. Dafür brauchte ich aber das ganze erste Semester. Berlin war schneller als mein Lebensrhythmus. Ich brauchte einige Monate um mitzuhalten.

Dann. Ein gutes Jahr später. Das zweite Semester meines Maschinenbau-Studiums lag in den letzten Zügen, als auf meinem Laptop das kleine blaue E-Mail-Fensterchen Post verkündete.

Es war Liv. Sie würde für das anstehende Wintersemester nach Berlin kommen. Ich hielt es für einen Scherz, doch Witze dieser Art passten nicht zu Liv.
Meine Gedanken wühlten sich ins Vergangene, durchquerten Zeit und Raum. Und dann hatte ich es wieder: Dieses Gefühl eines Lebenssommers. Von Fjorden, Sonnenbädern und von Liv flankiert.
Die Formeln und Definitionen für die Mechanik 2-Klausur verblassten, stattdessen: Livs ausdrucksstarkes Gesicht, ihre blonde Mähne, die sie damals in künstlerisch-feinen Hochsteckfrisuren gebändigt hatte. Die an ihrer gebräunten Haut herabrinnenden Salzwassertropfen vermaßen Liv wie ein Kunstwerk immer wieder neu.
Ich hatte nicht gedacht, dass wir uns nach der Zeit im norwegischen Hordaland noch einmal wiedersehen würden. Auch wenn das Lied meiner Sirene immer wieder durch die Wellen meines Alltags brach. Liv tauchte aus den Wassern hervor, mitten in die kleine Nussschale meines Jetzt. Sie würde nach Berlin kommen.
Langsam fand diese unverhoffte Nachricht ihren Weg in meinen vom Lernen verklebten Kopf. Noch am selben Abend, als die Sonne im Rot des Abends ertrank, antwortete ich Liv. Die Götter hatten wohl was übrig für mich. Vielleicht gab es eine gemeinsame Zukunft für uns. Mein Mund fühlte sich trocken an. In meiner Brust zitterten Glücksgefühle wie die Flügel eines Zitronenfalters, der aus seiner Winterstarre erwacht.

»Willkommen in der Hauptstadt! Verrückt, du bist echt hier.«
Ich sah ihr in die grün-blauen Augen. Die Faszination war ungebrochen.
»Ja, Enno, es ist gut, dass ich dich hier kenne. Ich will alles wissen von diese Stadt, es muss so viel geben zu erleben!«
Die goldenen Kreolen wippten im Takt ihrer Bewegungen mit, zierten die Feinheit ihres schönen Halses.
»Aber hallo, das gibt es! Manchmal auch zu viel.«
Als sich die ersten Blätter langsam vom tiefen Grün des Sommers verabschiedeten, saßen Liv und ich an der Spree. Unsere Beine ließen wir über dem Fluss baumeln. Wir fanden kein Ende beim Erzählen. Nippten wie um kurz zu verschnaufen an unserem Radler. Liv würde ihr sechstes Semester an der Freien Universität ableisten und hatte ein Zimmer in Wedding gefunden.

Die brodelnden Wolkenformationen über der Stadt verhießen nichts Gutes. Wir teilten uns noch ein Radler. Wind kam auf und wir fuhren mit der U-Bahn nach Wedding, in Livs neue Wohnung. Dort zeigte sie mir ihr Tattoo.
»Schau mal, hier. Das ist mir beim Klettern passiert: Ein Stein wie ein Messer!«
Liv zog den Bund ihrer Hose herunter, ihr T-Shirt ein wenig nach oben. Eine noch rosige Narbe lief quer durch das Motiv, durchschnitt einige Arme der Qualle. Die sogenannte Löwenmähne, wie man diese Feuerquallenart in Norwegen nennt, hatte durch die Verletzung

auf Livs Haut ihre Verbindungen zwischen den Symbolen verloren. Ich küsste Liv auf jene Stelle. Sie zuckte den Reflexen geschuldet kurz zurück, musste dann aber kichern. Ich war nie abergläubisch gewesen. Spuckte auf kaputte Spiegel und die Sache mit der schwarzen Katze. Deshalb sah ich darin auch kein Omen für das, was in den kommenden Monaten mit Liv geschehen sollte.

»Enno, du bist süß! Du brauchst keine Sorgen haben.«
Das war nicht das, was ich von Liv gerne gehört hätte, als ich sie auf ihren kaum zu übersehenden Schlafmangel ansprach. Ein eisiger Ostwind blies durch die Straßen und fegte über die freien Plätze Berlins. Die Trübheit des Novembers verdeckt so manche Farbe. Aber mir war, als strahlte Livs Licht nicht mehr so hell wie sonst. Ich wollte sie so erhalten, wie sie mir vor eineinhalb Jahren unter dem herrlichen, skandinavischen Himmel begegnet war. Sie nicht mit dem Scheiß-egal-Gefühl der Großstadt teilen. Sie sollte nicht wie eine Löwenmähne in den Wogen eines Sturms herumgewirbelt werden.

Liv spielte geistesabwesend am weich gewordenen Wachs der Kerze, die vor uns auf dem Bartisch brannte. Das abgeknibbelte Wachs hielt sie in die züngelnde Flamme, die sofort zu rußen begann. Irgendwie wollte ich die Balance finden zwischen einem allzu elterlichen Ton und einem allzu verliebten Nachfragen.

Liv trank von ihrer Berliner Weiße mit Waldmeistersirup. Sie war vollkommen verrückt nach dem Zeug. Ich räusperte mich.

»Morgen also am Vormittag zum Flohmarkt am Boxi?«, fragte ich.

»Ja, ganz gerne. Du weißt, Enno, ich wollte schon lange haben einige Sachen für mein Wohnung. Einen kleinen Tisch für neben das Bett und diese – wie sagt man – für Tee zum hineingeben …«

»Teekanne«, rief ich.

»Genau diese! Wann wollen wir uns dann treffen? Später gehe ich noch in einen Club mit diese Leute von AStA; sie sind sehr cool«, sagte Liv.

Der Club hieß Exit.

»Vielleicht so gegen halb elf, elf? Du kannst später gerne zu mir kommen und bei mir schlafen, wenn du willst. Dann fahren wir zusammen zum Boxi«, schlug ich vor.

Der Abend war noch jung. Liv und ich saßen in einer mit dunklem Holz ausgekleideten Bar in Kreuzberg unweit vom Görlitzer Park. Von der Decke hingen Vintage-Glühbirnen weit in den Raum hinein, durch deren dünnwandige Glaskörper die Glühfäden wie geschmolzener Stahl leuchteten. Links von mir schlugen Flammen an die Innenseite einer Kamintür.

»Das ist nett von dir, Enno. Wenn ich näher bin an deiner Wohnung als an meine, dann komme ich zur dir.«

»Wo trefft ihr euch denn?«, fragte ich Liv.

»Wir treffen uns an der Schönhauser Allee, um 10 Uhr.«

Liv tanzte gerne. Ich bewunderte ihre selbstvergessenen, souveränen Bewegungen. Sie schien die natürlich gegebene Gewichtskraft zu minimieren, sobald Musik einsetzte. Liv schwebte über fast allem. Wie eine Seiltänzerin, die von der Schlucht unter sich nichts wahrzunehmen scheint.
Dann sah ich auf die Uhr.
»Oh, du musst ja gleich los. Einen Moment«, sagte ich zu Liv und streichelte ihr im Vorübergehen über den Unterarm. Sie hielt mich am Oberarm fest und drückte mir einen Kuss auf die Wange.

Als ich von der Toilette wiederkam, schwankte der Raum, die Thomas-Edison-Glühbirnen schwammen im Raum wie leuchtende Tiefseequallen. Zerfranste Flossen, Gliedmaßen wie Begräbnisschleier in einer absoluten Schwärze, in der sich trotzdem Leben findet. Ich durchquerte den Raum, vorbei am Barkeeper, der dort Spirituosen und geheime Ingredienzien zu ordnen schien. Unser Tisch war frei. Keine Spur von Liv. Auf der Rückseite der Rechnung stand in geschwungener Handschrift: »Komme später zu Dir. Erkläre es dann. Kuss, Liv.«

Helena Ressel

Einstein

Eine Landschaft aus beschriebenen Blättern, aufgeschlagenen Büchern und bunten Klebezetteln. Textmarkerstriche sind überall verteilt und leuchten, krakelige, schnell mit Bleistift hingeschmierte Wörter stehen neben dem Text. Meine Gedanken sind Luftschlösser und die Luftblasen in der alten Heizung klingen wie ein Wasserfall.
Draußen vor dem Fenster höre ich so viele Stimmen, unablässiges Gerede, ein Summen, das allgegenwärtig ist. Autos hupen, lachende Kinder und ein Zug rattert in der Ferne. Die Stadt ist laut zu dieser Tageszeit. Dann denke ich oft an die Wohnung meiner Großmutter, wo die Großstadt nur eine Ansammlung von Strichen am Horizont ist. Im Erdgeschoss und an der Straße, aber grün und still wie auf dem Friedhof.
Wenn sich hier die Autos reihen, mittags vor der Ampel, sich Schlangen bilden in jede Richtung, dann stinkt die Straße. Dann stinkt die Stadt. Ich bin damit aufgewachsen.
Ich verfolge den Sekundenzeiger bei seinem Weg einmal im Kreis herum. Noch ein bisschen lernen, dann habe ich mir den Mittagsschlaf verdient. Drei Stunden sind genug. Zugegeben mit Ablenkung. Aber wäre ja auch krank sonst. Draußen im Gang höre ich es rascheln. Einstein ist anscheinend aufgewacht. Das fette Meerschweinchen ist keine sonderliche Bereicherung für diese Wohnung. Er kann gar nichts, raschelt in seinem Stroh und gluckert mit seiner Trinkflasche in einer unnatürlichen Lautstärke, immer genau dann, wenn man seine Ruhe will.

Auch in der Nacht, weshalb sein Käfig auch nicht mehr bei Henry im Zimmer steht. Ich schließe die Türe und kehre zum Schreibtisch zurück. Die ganzen Arbeitsblätter und Bücher, Texte, Sätze, Worte.

Eigentlich kann ich das alles doch schon, rede ich mir ein, beuge mich aber dann doch noch einmal über die Lektüre.

»Wo bin ich?«, denke ich, als ich plötzlich aus dem Schlaf hochschrecke. Mein Kopf liegt auf einem Buch, ein Textmarker sticht mir ins Ohr. Ich richte mich auf und suche panisch nach der Uhr. Verschlafen wie ich bin, brauche ich ewig bis Zeiger und Ziffernblatt einen Sinn ergeben. Halb zwei. Ich bin zuhause. Ich kenne jeden Zentimeter dieses Zimmers. Ich bin beim Lesen eingeschlafen, das ist alles. Obwohl mein Kreislauf verrücktspielt, als ich aufstehe, schaffe ich es zum Fenster. Draußen gibt es nichts Neues. Der hellgraue Himmel leuchtet mir unfreundlich entgegen und blendet meine Augen. Der Boden ist kalt und es ist stickig. Ich reiße die Fenster auf und kuschle mich in eine Decke. Dann ein erneuter Blick auf die Uhr. Henry kommt erst in zwei Stunden heim. Kinderbetreuung in der Nachbarschaft. Die haben auch in den Ferien auf. Bis vier kann ich noch einiges schaffen. Danach wird Henry mich ablenken. Es wird mich nerven. Aber Recht hat er. Ich verbringe eigentlich viel zu wenig Zeit mit ihm.

Ich schlurfe in die Küche und stürze ein Glas Wasser hinunter. Dann zurück zum Schreibtisch. Wo war ich stehengeblieben? Wo will ich weitermachen? Die Auswahl ist groß. Navajo Code Talker im zweiten Weltkrieg? Provisorische Glossierung indonesischer Sätze? Dia mənǰerit… Übersetzung: Sie schreit ... Oder doch Definitionen der Neuroanatomie: Broca, Wernicke,

Sprachlateralisierung. Ich quäle mich durch den Stoff und die Zeit rinnt wie Sand durch meine Finger. Eineinhalb Stunden später fällt mir auf, wie alleine ich bin. Es fühlt sich an wie ein kühler Wind auf nasser Haut.

Draußen tobt das Leben, es ist laut. Menschen, Tiere, Autos. Sie alle hetzen vorbei. Bei mir ist es still. Die Heizung hat aufgehört zu gluckern, und obwohl ich die Tür offen gelassen habe, kommt auch von Einstein kein Geräusch.

Halbe Stunde, denke ich, dann kommt Henry.

Henry ist ein fröhliches Kind. Manchmal denke ich, so viel zu lachen ist doch nicht normal. Und dann denke ich, dass er noch ein Kind ist. Erst ein paar Jahre auf dieser Welt und gut behütet, immer umsorgt und geliebt. Manchmal ist er richtig übermütig, manchmal ist er schüchtern. Versteckt sich hinter Papas Füßen, guckt vorsichtig an ihm vorbei, mit dem kritischen Blick eines Jurors Mitte Fünfzig. Mama sagt, dass Henry und ich das Beste von ihr und Papa in uns vereinen. Wenn ich daran denke, wie wenig Talent ich in Bezug auf fast alles auf dieser Welt besitze, bin ich mir da nicht so sicher. Aber vielleicht wird es meinem kleinen Bruder da anders gehen, wenn er älter ist.

Ich versuche mich wieder auf die Texte zu konzentrieren, langsam bekomme ich Kopfweh, aber ich darf das jetzt nicht aufschieben. Minuten, in denen ich ins Leere starre. Habe ich eine Konzentrationsschwäche oder einfach keine Lust mehr? Mir ist kalt. Ich horche auf. Henry? Nein, da ist nichts. Kein Geräusch. Etwas fehlt. Ich gehe nachschauen. Das Rascheln!

Im Gang dämmriges Licht. Der Käfig am anderen Ende. Ich habe ein schlechtes Gefühl. Trotzdem gehe ich näher ran, ich gehe vom Schlimmsten aus, das tue ich immer. Dann sehe ich das Tier im Stroh liegen. Offene Augen. Glasiger Blick. Keine Reaktion. Ich fass ihn an. Er ist steinhart und kalt.

»Wein jetzt bitte nicht, Henry, er war alt, das weißt du doch. Und sowieso nicht mehr fit und übergewichtig«, sage ich, als wir noch in der Tür stehen. Als er das tote Tier sieht, hört er mir nicht mehr zu.

»Hey Einstein! Einstein!«, ruft er immer wieder. Das Meerschwein ist tot, denke ich. Die Nervensäge ist weg. Hendry drückt seinen Finger immer wieder in das Fell und gegen den starren Bauch. Er spürt doch gar nichts, denke ich. Und merke, wie wenig ich selbst spüre. Was ich spüre, ist Anspannung. Was soll ich jetzt tun? Mit Henry und mit dem Meerschwein? Und Zeitdruck. Ich hab zu tun, muss weiter lernen. Seminare, Hausarbeiten und Klausuren. Schlafen wäre schön, statt nachts an die Decke zu starren. »Du knirschst nachts«, hat die Zahnärztin gesagt und mir eine Schiene und Physiotherapie verordnet. Dabei ist doch sowieso wenig Zeit.

Henry wimmert. »Einstein ist tot«, sage ich. Jetzt weint er. »Seit einer halben Stunde schon«, füge ich hinzu und kühle meine heiße Stirn mit einem feuchten Lappen. Zu viel gelernt, zu wenig behalten.

»Mach, dass er wieder lebt!«, schreit Henry. Und ich starre ihm in das tränennasse Gesicht. Beinahe zucke ich mit den Schultern. Beinahe. Doch dann gehe ich in die Knie und breite

meine Arme aus, damit er hineinlaufen kann. So wie Mama. Und er kommt, krallt seine kleinen Finger in meinen Pulli und drückt seinen kleinen Kopf in meine Halsbeuge, sodass ich seinen hysterischen Atem auf meiner Haut spüren kann. Sein Körper zuckt, während er vor sich hin heult. Ihn halten und trösten, mehr kann ich nicht tun. Was tot ist, ist tot, denke ich.
»Ich bringe ihn runter in den Keller, da ist es kühl«, sage ich. Henry streichelt Einstein noch mal über den Kopf. »Da kann ihm nichts passieren«, sagt er und ich nicke.
Die Kellertreppe ist steil. Einmal fast ganz im Kreis herum, dann stehe ich unten und das bisschen Licht, das von der Decke kommt flackert. Es ist kühl, feucht und muffig hier. Nein, denke ich. Hier unten sollte kein totes Tier liegen. Und ich drehe mich wieder um.
»Was ist los?«, fragt Henry, der immer noch am Boden sitzt. »Ist zu dunkel da unten.« Er folgt mir zur Balkontür. »Draußen ist es kalt genug. Mach mal auf.« Er schaut mich skeptisch an. »Wird er da nicht gegessen?« Ich sehe ihn fragend an. »Weil er doch tot ist. Er kann nicht mehr beißen«, erklärt er mir und bleibt an der Tür stehen. »Es gibt hier keine so großen Katzen«, antworte ich und hoffe, dass ihm das genügt. Von den Mardern erwähne ich nichts. Henry scheint beruhigt, zumindest fragt er nicht weiter. Er bleibt an der Glastür stehen und starrt das tote Tier an, als würde Einstein nur ein Schläfchen halten und gleich wieder aufwachen und weiter im Stroh wühlen. Ich weiß, dass er darauf wartet, dass genau das passiert. Ich lasse ihn ein paar Minuten alleine.
»Lass uns spazieren gehen«, rufe ich dann aus dem Gang Richtung Wohnzimmer, hole meinen Mantel und ignoriere die Ordner auf dem Schreibtisch. Ich mache mir zu viel Stress.

Ich bekomme das schon hin. Henry geht vor. Ich will ihn ablenken. Und mich vielleicht auch.

»Schlaf gut, Einstein«, sagt Henry, dann gehen wir raus.

Im Park gibt es einen Teich mit Enten. Henry liebt Enten. Er wird ganz wild vor Freude, wenn er die trockenen Semmeln zerbröselt.

»Wenn Mama und Papa heute Abend heimkommen, überlegen wir uns, wo wir Einstein begraben«, sage ich. Er nickt und ich sehe, dass er fast wieder zu weinen anfängt. Ich nehme seine Hand. »Er ist jetzt bei Oma. Die freut sich sicher!«

»Denkst du, da oben hat er es schön?«, Henry schaut hinauf in den grauen Himmel und bei den vielen Wolken kann ich seine Zweifel schon verstehen. Trotzdem nicke ich, als wäre das selbstverständlich.

»Wahrscheinlich hat er einen riesigen Käfig. Und jemand geht mit ihm im Park spazieren wie Luis mit seinem Hasen!« Henry ist wirklich ein Stadtkind. Der Himmel für ein Meerschweinchen? Ein großer Käfig und ein Spaziergang an der Leine in einem Stadtpark. Bevor Oma ins Krankenhaus gekommen ist, hat sie Henry Einstein geschenkt. Er hatte sich einen Hund gewünscht. »Ein Hund in der Großstadt? Was soll denn das?!«, hat sie gemeint und stand zu seinem Geburtstag mit dem Meerschwein vor unserer Tür. Schwarzweiß, runde Knopfaugen. Aus dem städtischen Tierheim. »Vielleicht ist es ein Bauernhof«, überlege ich.

»Denkst du nicht, das würde Einstein gefallen?«

»Ja sicher!«, jetzt lächelt Henry das erste Mal. Ich drücke seine Hand und bin froh, dass ich ihn habe.

»Da vorne sind die Enten!«, ruft Henry plötzlich und zieht mich an der Hand hinter sich her.

»Enten! Enten!«, schreit er und wir beginnen zu laufen.

Anja Seemann

T wie Timokles, M wie Regenwolken

Tim war wach, und er hatte keine Ahnung, was ihn geweckt hatte.
Es war noch dunkel draußen und überhaupt hatte er ganz gut geträumt. Er tastete auf der Matratze herum. Hannibal lag nicht mehr neben ihm. Sie schnarchte manchmal. Leise eigentlich, aber zu laut für jemanden, den Oma immer als »Hase unterm Gebüsch« bezeichnete. Bevor sie Hannibal aus dem Tierheim geholt hatten, hatte Tim nicht einmal gewusst, dass Katzen schnarchen. Vielleicht hatte sie etwas runtergeschmissen. Machte sie beim Erkunden öfter oder wenn sie ihre »verrückten fünf Minuten« hat. Tim entschied sich nach ihr zu rufen. Hannibal hört nicht auf »Hannibal«. Sie hört nur auf Tim und nur wenn er mit seiner Zunge klackte. Heute hörte sie gar nicht. Etwas, das ein Mauzen zu sein schien, kam aus dem Wohnzimmer. Mama hatte Hannibal schon häufiger irgendwo eingesperrt: im Bad, im Schrank, in der Waschmaschine, meistens im Schlafzimmer, weil Hannibal allen auf Schritt und Tritt hinterherlief. Sogar aufs Klo.
Tim rollte sich vorsichtig aus dem Bett. Nicht einmal seine Nachttischlampe traute er sich anzumachen. Es war fast unmöglich sich an Hannibal anzuschleichen – sie war immerhin eine Katze. Katzen hören Mäusegetrappel unter der Erde. Wenigstens einmal aber wollte er sie mit den eigenen Waffen überlisten.

Die Wohnzimmertür stand einen Spaltbreit offen. Licht brannte. Hannibal war ein Profi, wenn es ums Türöffnen ging. Lichtanmachen wäre neu, was eigentlich nur eins bedeuten konnte: Mama war noch wach und wartete bis Papa von der Arbeit heimkam. Tim hatte auch schon versucht zu warten, war aber immer eingepennt. Außerdem konnte er Papa beim Frühstück sehen. Da war er immer da. Montags sogar den ganzen Tag, weil Montag für ihn das war, was für andere Sonntag ist.

Tim überlegte, ob er nicht lieber wieder ins Bett gehen sollte, als er das Mauzen noch einmal hörte. Jetzt, da klar war, dass Mama wach war, klang das Geräusch gar nicht mehr nach einer Katze. Tim kam näher. Der Fernseher war an. Mama hätte ihm nie erlaubt, so lange zu fernzusehen, weil er »viereckige Augen« bekommen würde und Tim sah nicht, warum für Mama andere Regeln gelten sollten, bloß weil sie ein Erwachsener war. Er übte kurz sein bestes Ausschimpf-Gesicht und ging dann entschlossen auf die Tür zu.
Mama hockte auf dem Boden, was merkwürdig war, schließlich hatte Papa extra eine neue und viel bequemere Couch gekauft. Sie heulte, was noch viel merkwürdiger war. Mama heulte nicht. Zumindest hatte Tim sie nie heulen gesehen. Er war sich nicht sicher, ob das etwas war, was sie überhaupt konnte – so wie er Schnipsen nicht konnte. Aber sie hockte da, zusammengekauert und sah aus, als wäre sie eben erst geschimpft worden: Ihre Augen waren rot, Tränen liefen ihr die Backen runter und Rotze aus der Nase. Trotzdem schniefte sie nicht

in ein Taschentuch, was – mit den ganzen Tempos im Bad – nicht richtig war. Erst als sie zu reden begann, bemerkte Tim, dass sie sich das Telefon ans Ohr hielt.

»Hören Sie, ich weiß, die Lage ist chaotisch, aber – «

So hatte er Mama noch nie gehört: schrill und außer Puste. Wie ein Baby, das sich nicht beruhigen lassen wollte. Sie zitterte, als wäre ihr kalt. Langsam erst, dann ganz stark. Noch mehr Tränen kamen aus ihren Augen und sie schien angestrengt nachdenken zu müssen, um zu verstehen, was der Mensch – wer auch immer mit ihr so spät noch telefonierte – ihr am anderen Ende sagte.

»Bitte, ich will nur wissen, ob – « Mama erstarrte. Wie ferngesteuert nahm sie den Hörer vom Ohr. »Aufgelegt«, sagte sie.

Dann machte sie wieder dieses wimmernde Geräusch, bei dem Tim ganz schlecht wurde. Am liebsten hätte er sich die Ohren zugehalten und wäre in sein Bett zurückgekrochen, aber er konnte nicht. Mama hatte ihn nie alleine gelassen, wenn er traurig war. Er würde sie auch nicht alleine lassen.

»… Mama?«

Sie schien ihn nicht gehört zu haben.

»Mami?«, rief er noch einmal, etwas mutiger. »Was hast du?«

Sie sah ihn an, sagte aber nichts. Es war, als hätte sich zu ihnen eine dunkle Wolke ins Zimmer gequetscht.

»Warum weinst du?«

Sie wandte das Gesicht ab und fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen. »Nicht jetzt, Timothy«, schniefte sie und wedelte in seine Richtung. »Geh zurück ins Bett.«

»Warum schläfst du nicht? Wo ist Papa? Wieso ist er noch nicht zurück? Er – «

»Nicht jetzt!«, schrie sie ihn an. Dann zuckte sie zusammen und schlug sich eine Hand vor den Mund. Die andere war eng um ihren Bauch gelegt. Tim wusste nicht, was er tun sollte. Gehen wollte er nicht. Bleiben wollte er nicht.

»Warum rufst du ihn nicht an?«, fragte er.

»Bitte«, bat sie, aber Tim verstand nicht, was genau. »Bitte. Es ist alles gut, Schatz. Bitte geh schlafen.»

»Ich kann ihn anrufen, wenn du magst.«

Endlich war ein Lächeln um ihren Mund, aber es war traurig. »Er geht nicht ran«, sagte sie.

Das Wimmern wurde lauter. Tim hatte seine Mutter noch nie umarmt. Es war immer seine Mutter, die ihn umarmte und küsste und knuddelte wie ein Stofftier. Mutig sein. Er musste mutig sein. Sie hörte nicht auf zu schluchzen, aber vergrub ihr Gesicht in seiner Schulter.

»Mama, du machst mir Angst«, flüsterte er gegen ihren Hals. Sie drückte ihn fester an sich. Es war erst, als ihr Schnaufen leiser wurde, dass Tim mitbekam, was im Fernseher lief. Er hörte Eilmeldung, Hamburg, Explosion, Theater im Hafen und immer wieder ein Wort, das in den Nachrichten in letzter Zeit öfter aufgetaucht war: Terroranschlag.

Es war nur noch einer übrig – wenn man den Polizisten nicht mitzählte, der neben der Tür stand und die Leute nacheinander hineinließ. Ein Junge. Er war nicht so rausgeputzt wie er. Niemand hatte es für notwendig gehalten, ihm die Haare zu kämmen, ihn in seine besten Anziehsachen zu stecken und ihm zu verbieten darin herumzutollen. Tim zog eine Grimasse. Der Junge warf ihm einen kurzen Blick zu, sagte aber nichts. Nicht einmal als Tim sich neben ihn setzte.

»Ich heiße Tim«, sagte Tim und streckte seine Hand aus. Der andere Junge zögerte.

»Eigentlich Timothy oder Timokles, der Große.« Gerade, als Tim ihm sagen wollte, dass es unhöflich sei, eine angebotene Hand nicht zu schütteln, griff der Junge zu.

»Mazin«, sagte er. »Nur – Mazin«, fügte er mit einem kleinen Lächeln hinzu.

»Mazin?«, wiederholte Tim. »Den Namen habe ich noch nie gehört.«

»Er bedeutet Regenwolken«, erklärte Mazin und klang so stolz dabei, dass Tim ihm nicht sagen wollte, dass er das sogar noch seltsamer fand. Wer wollte denn schon Regenwolken heißen?

»Kommst du aus einer Indianerfamilie?«, fragte Tim und hätte sich am liebsten auf die Zunge gebissen. Was für eine bescheuerte Frage.

Mazin schüttelte den Kopf. »Wie kommst du darauf?«

»Nur so«, wich Tim schnell aus und starrte auf seine Füße. »Hast du auch jemanden verloren?«

»Verloren?«

»Na, du weißt schon ... gestorben.«

Mazin schwieg. Er starrte nun auch auf seine Füße. »Mein Vater.«

Tim nickte. »Ich auch.« Es war merkwürdig über etwas zu reden, das man nicht verstand und das nicht aufhörte wehzutun. Tim spürte die Tränen wieder brennen. Er hob seinen Ärmel und am liebsten wäre er jetzt bei Opa auf der Shelluna draußen vor der Küste. Opa hätte gewusst, was zu tun wäre. Da war ein Ziehen an seinem Arm. Tim sah hoch.

»Hier«, sagte Mazin und hielt ihm die Hälfte eines Keks hin. Den anderen schob er sich in den Mund. »Mit Honig«, erklärte er, als würde das den Keks zum allerbesten Keks auf der Welt machen.

»Danke«, sagte Tim. Tim mochte Honig nicht besonders, aber als er Mazins Blick sah, biss er ab. Und tatsächlich war der Keks gar nicht so übel. Er nickte zustimmend. Mazin lächelte.

»Glaubst du«, sagte Tim, nachdem er die Keksbrösel von seiner Hose gewischt hatte, »wir können spielen, wenn das hier vorbei ist?«

»Ich weiß nicht ...«, antwortete Mazin unsicher. »Ich hoffe.«

»Bau keinen Mist, dann sagen unsere Mamas sicher nicht nein«, sagte Tim.

»Mazin Yousif?«

Die Stimme ließ ihn und Mazin zusammenschrecken. Es war ein Arzt. Zumindest sah er aus wie ein Arzt. Er stand neben dem Polizisten und lächelte. Tim hatte trotzdem das Gefühl, als hätten sie etwas falsch gemacht.

»Du darfst jetzt hineingehen.«

Mazin schluckte. Stocksteif stand er auf und warf der Tür einen ängstlichen Blick zu.
Tim, den Geschmack des Keks noch auf der Zunge, rief ihm hinterher: »Denk daran: ich warte später auf dich, ok?«

Sarah Stanojevic

Einwegrasierer verkaufen in La Paz

»Mario.«

»Y tu apellido? Also dein Nachname?«

»Mandaris.«

»Schön. Eine Alliteration. «

Ich hatte keine Ahnung, was das sein sollte, aber wie sich ihr weißes Gesicht hinauf zur Hallendecke wandte, während die Lippen meinen Namen wiederholten, zeigte mir, dass es etwas Schönes war.

Lächelnd beugte sie sich zu mir runter und das Shampoo wanderte von meiner Hand in ihre. Meine dreckigen Finger hinterließen einen Abdruck auf der Verpackung, und ich schämte mich bei dem Gedanken, dass sie sich nun auch die Hände schmutzig machen würde.

Ich streifte mit den Fingerspitzen ihren Pullover aus rauer Alpakawolle, für den sie sicher mehr ausgegeben hatte, als ich im Monat verdiente. Mit einem lässigen Schwung ihres Handgelenks warf sie die blonden Haare hinter die Schultern, packte das Shampoo in ihre Tasche und ließ mich auf der Decke voller Klopapier, Seife und Einwegrasierern zurück.

Mit unbeschwerten Schritten passierte sie Säcke voller Quinoa und Kartoffeln, lächelte den Cholitas zu, die mit aufgebauschten Röcken eingeengt hinter Kisten voller Gemüse hockten, die Hunde, die das Blut von der Schlachtbank schlabberten, ignorierte sie.

Mein Blick haftete an ihrem Rücken, bis der blonde Schopf zwischen all den schwarzhaarigen Häuptern verschwand.
»Standgenehmigung.« Ein Schlagstock baumelte an der Hüfte des Polizisten, der sich breitbeinig vor mir auftürmte. Die Haut seiner Hände war heller als meine, sein Spanisch akzentfrei.
»Un momentito por favor.« Meine Finger zitterten bei dem Versuch den Reißverschluss zu öffnen – die Tasche leer. Entschuldigend nickte ich dem Polizisten zu, raffte mich auf, setzte meine Füße auf die freien Stellen zwischen den Türmen aus Klopapier. Meine Finger glitten in die Hosentasche und zerrten ein Stück Papier hervor. Ich schüttelte das von Tinte verschmierte Knäul auf, hielt es dem Polizisten entgegen.
»Der Stand gehört meiner Mutter.« Ich versteckte meinen Kopf zwischen den hochgezogenen Schultern, heftete den Blick auf den Boden. »Sie ist krank. Ich helfe ihr.«
Der Polizist schenkte den verlaufenen Ziffern auf dem Zettel keine Beachtung, stopfte ihn in seine Tasche, seine Hand glitt an den Schlagstock, mit dem Kopf deutete er zum Ausgang.
Ich zerrte einen Karton zwischen den Regalen meines Nachbarn hervor, stopfte die Seife, das Klopapier und die Rasierer hinein, schüttelte die Decke aus, Kakerlaken flüchteten aus den Falten, und band sie mir um die Hüfte. Ich behielt den Polizisten im Auge, stolperte über den Sack aus Quinoa, das Getreide vermischte sich mit dem Dreck am Boden. Ich schlängelte mich durch die Menge bis zum Ausgang des Mercado. Der Polizist folgte mir nicht. Ich drückte die

Kiste mit der einen Hand gegen den Bauch, mit der anderen Hand zählte ich in der Hosentasche die Münzen. Einhundert Bolivianos.

Mit so viel Geld könnte ich meine Familie eine Woche lang ernähren. Früher hätte es noch länger gereicht. Seitdem die Ausländer unseren Quinoa kauften, waren die Preise in die Höhe geschossen.

Mit einhundert Bolivianos könnte ich aber auch in der Stadt bleiben. Ich würde meiner Mutter erzählen, dass ich den letzten Bus verpasst hätte und mir das Geld gestohlen worden war. Wie oft kehrten Söhne mit den hart verdienten Bolivianos nach Hause, nur um auf dem Heimweg überfallen zu werden.

Aber – ich klemmte die Kiste unter den Arm und ging Richtung Busbahnhof. Touristen in kunterbunten Kleidern und Taschen voller Souvenirs standen mit ihren Stadtplänen auf dem Platz der San-Francisco-Kirche. Lachend ließen sie sich die Schuhe putzen, während sie Fotos von den vermummten Schuhputzern schossen. Die Strümpfe, die die Arbeiter über das Gesicht zogen, schützten vor den giftigen Gasen der Sprühflaschen und sorgten dafür, dass sie niemand erkannte.

An der Straße ratterten die Autos an mir vorbei, jedes einzelne Collectivo zum Bersten gefüllt mit Menschen. Abgase standen in der Luft, die hellhäutigen Touristen zogen sich die T-Shirts über Mund und Nase. Ich wusste nicht, ob die Luft in der Stadt jemals besser gewesen war. Ich zog mein eigenes Hemd über die Nase, doch der Stoff stank so sehr, dass ich lieber wieder die

Abgase roch. Seit Wochen herrschte Wasserknappheit in La Paz – niemand konnte seine Wäsche waschen. Außer die Touristen. Die schienen das Problem nicht zu haben.
Warum verbrauchten sie unser Wasser, wenn die Hunde auf der Straße verdursteten?
Ich hätte mich in das Collectivo quetschen und nach El Alto fahren können, wo es nach Scheiße roch. Meine Großmutter würde mich auf den Hinterkopf schlagen, weil ich so früh zurück war.
Oder?
Der Anblick des blonden Mädchens vor meinem inneren Auge. Nie hatte mich jemand so angelächelt. Immer wandten die Leute ihren Blick von mir ab. Sie interessierten sich, wenn überhaupt, nur für die Rasierer und Shampoos. Auch meine Großmutter nahm immer zuerst die Kiste voller Ware entgegen, um das Inventar zu zählen, bevor sie mich eines Blickes würdigte.
Meine Finger verkrampften sich um die Geldscheine, die einhundert Bolivianos, die meiner Mutter gehörten. Das Collectivo blieb ratternd vor mir stehen. Zwanzig langgezogene Gesichter blickten erschöpft hinter der Schiebetür hervor. Der Sohn des Fahrers trieb die Leute mit lauten Rufen ins Fahrzeug, pferchte sie ein wie eine Horde Alpakas.
Ich öffnete die Hände, als das Collectivo davonfuhr. Einhundert Bolivianos.

Ich fand das Mädchen zwischen Ständen voller Schals. Ihre leuchtend blauen Augen untersuchten die bunten Stoffe. Als ich sie ansprach war ich sicher, dass sie mein Herz hören

musste. Mario Mandaris – diese zwei Worte verließen ihre Lippen und hörten sich schöner an, wie die Stille in den Bergen. Sie erinnerte sich an meinen Namen.

Sonja, das war ihr Name.

Sie hatte eine Freundin dabei, die mich anglotzte wie einen Eindringling. Doch obwohl sie mich scheinbar verabscheute, überredete Sonja sie zu einer privaten Stadtführung mit einem Einheimischen. Einer Stadtführung mit mir.

Ich versprach ihnen, die coolste Bar der Stadt mit Salsa-Musik und guten Cocktails. Egal was ich in meinem gebrochenen Spanisch sagte, Sonja lachte darüber. Bei jedem Kichern machte mein Herz einen Satz, und ich wollte sie wieder dazu bringen. Ich wollte alles dafür tun, dass sie bei mir blieb und ich ihr Lachen hören konnte.

Wir drängelten uns durch die Autos, die vor der Ampel warteten und ununterbrochen hupten. Auf der Treppe, die zu der Bar runter in den Keller führte, lag Müll. Ungeziefer machte sich darüber her, doch die Mädchen interessierten sich nur für die Musik, die aus dem Inneren tönte.

Die Tanzfläche war gefüllt mit Menschen. Überall weiße Haut.

Sonja und ihre Freundin strömten auf die Tanzfläche, während ich an der Bar vierundfünfzig Bolivianos für drei Bier opferte.

Und der Abend begann.

Ich hielt mich im Schatten der Bar, meine Kiste stand zu meinen Füßen und ich ließ sie nicht aus den Augen. Ich beobachtete, wie all die Touristen sich zu der Salsa-Musik bewegten, wie

sie die Hüften kreisten und sie eng aneinander pressten. Sie knutschten und schienen sich gegenseitig auffressen zu wollen. So behandelte man also eine Frau?
Ich beobachtete ein Paar. Seine Hand glitt immer tiefer ihren Bauch hinab und ihre Hand krallte sich in sein T-Shirt. Warum taten sie das unter all den Leuten?
Zwischen all den Leibern fand ich Sonja. Sie stand alleine auf der Tanzfläche, hatte die Augen geschlossen und bewegte sich zum Takt. Ich wollte zu ihr hingehen, doch ich konnte die Kiste nicht alleine lassen. Wenn sie verloren ginge …
Ein blondhaariger Kerl legte einen Arm um Sonjas Schultern. Anstatt ihn wegzustoßen tanzte sie mit ihm und lachte dabei. Dasselbe Lachen, das kurz zuvor noch mir gehört hatte.
Der Fremde würde nicht auch noch das bekommen.
Ich versteckte meine Kiste unter einer Jacke, ging ins Bad, wusch mein Gesicht, richtete im Spiegel meine Haare. Auf der Tanzfläche schritt ich auf den Blonden zu, tippte ihn an der Schulter, nickte, nahm Sonja in den Arm und sie lachte mich an. Sie lachte, als freue sie sich, weil ich sie gerettet hatte.
Und dann bewegten sich unsere Hüften in dieselbe Richtung, sie legte die Arme um meinen Hals. Noch nie war mir eine Frau so nahe gewesen.
Sonja schloss die Augen, während sie sich an mich schmiegte und in mir stand Panik. Irgendwann wäre das Lied vorbei. Irgendwann würde sie mehr wollen. Sie würde erwarten, dass meine Hand ihren Bauch hinabfuhr. Aber da waren die ganzen Leute.
»Ich muss dir etwas zeigen.«

Ihre Augen leuchteten, als ich sie hinaus auf die Straße führte. Lachend hielt sie sich an meiner Hand fest, als ich sie zwei Seitenstraßen weiter führte. Wir verschwanden im Schatten, wo uns niemand sah. Ich leitete sie an ihrer zarten Hand bis in eine Einbuchtung, wo selbst der Blick von der Straße auf uns versperrt war.

Mein Atem bebte, als ich sie mit dem Rücken zur Wand drehte. Meine freie Hand zitterte, als ich sie langsam auf Sonjas Hüfte legte. Ihr Beckenknocken stach markant ab. Meine Finger wanderten ihr Shirt hinauf. Die Einbuchtung an der Taille, die Rippenknochen, der schnelle Herzschlag, das Schulterblatt, der zarte Nacken. Ihr Körper bebte und so bebte meiner. Ihre Lippen standen leicht offen, ihr Atem hauchte über mein Gesicht. Ihre Haare, die sie mit meinem Shampoo waschen würde. Ihre Handfläche legte sich auf meine Brust, passte sich meinen Herzschlägen an.

Dann kam es wie von selbst. Ich beugte mich zu ihr runter, strich die Haarsträhne aus ihrem Gesicht, presste meine Lippen auf ihren Mund.

Der Druck auf meiner Brust wurde größer, eine Schulter quetschte sich zwischen unsere Körper, Sonjas Gesicht drehte sich von mir weg, meine Lippen streiften den Schal, sie stieß mich weg. Zum ersten Mal in dieser dunklen Gasse trafen sich unsere Blicke. Weit aufgerissene Augen, die Stirn in Falten, das Lächeln verschwunden. Ihre blonden Haare voller Dreck, der von der Mauer bröselte.

Was sollte ich sagen?

Sie sagte nichts. Sie drehte sich aus meiner Umarmung, wandte sich nicht mehr um, ihr blonder Schopf schüttelte sich voller Unverständnis, als sie davonlief, auf die beleuchtete Straße zu.

Was war gerade passiert?

Ich starrte ihr hinterher, meine Hand noch immer an der Stelle, wo ich soeben Sonja gehalten hatte.

Dann sah ich es. Es war der Dreck, der im Rinnsal lag, zwischen den die Hunde nach Müll suchten. Es war die modrige Mauer, von der Putz bröckelte. Es war die Dunkelheit, welche die eingeschlagenen Fensterscheiben wie gähnende Mäuler erscheinen ließ. Die Wäscheleinen, die zwischen den Häusern gespannt waren. Es war der Gestank nach Pisse.

Es war das, wo ich herkam und das, was ich war und doch nicht das, was ein Mädchen wie Sonja zum Lächeln brachte.

Ihr ließ ihr Vorsprung. Heftete meinen Blick auf meine Schuhe, als ich die Bar betrat und unter all den Jacken meine Kiste heraus kramte. Wenigstens hatte ich die nicht verloren.

Oliver Urbanke

Mathilda

Mathilda war hässlich. Mathilda konnte schweben und trank. Meist cremiges Selbstgebranntes, das sie liebevoll und nicht ohne Stolz »ihr Wässerchen« nannte und von dem sich immer ein paar Tropfen in ihrem akkurat gelegten Damenbart verfingen. Die Leute starrten, wenn sie kam und lachten, wenn sie ging. Mathilda lachte nie.

Ihr unter Efeu, Moosen und Filzhornkraut blaugraues Herrenhaus, das mehr Nächte als Tage gesehen zu haben schien, lag etwas abseits des beinah kreisrunden Dorfes ohne Namen, am Ufer des Sees voller Aale. Launische Tiere in schweigsamen Farben, die geräuchert, gebraten und verdaut in der, für Reisende, stets etwas zu schweren Luft hingen.

Oberhalb des Sees umschlossen zwölf windschiefe Fachwerkhäuser eine an den Backsteinmauern mit Rinnsalen befleckte Kapelle, das »Gloria«, zugleich Kneipe und Zentrum des Gesellschaftlichen, außerdem stand dort in der Mitte des Platzes das Denkmal eines mit Welpen jonglierenden Harlekins. Niemand wusste so recht, was mit der Figur anzufangen sei, also versammelten sich die Bewohner einmal im Monat vor ihr, bewarfen sie mit Eiern, rieben an ihr, wenn sie Glück brauchten und spielten an ihr, wenn sie Zuneigung wollten oder das erste Kind ein Sohn werden sollte oder das zweite eine Tochter – man legte Wert auf den Erhalt des Dorfes und blieb gern unter sich.

Ein Ring aus Kopfstein und Lehm verband die Bewohner miteinander und führte von drei Häusern aus ins Zentrum. Das hatte zur Folge, dass sonntags in der Kapelle die Billings, die Straucher und die Familie vom alten Valentin die saubersten Schuhe trugen. Nur an zwei Stellen stockte der Weg. Im Westen, beim Haus der Ziegelfärber, führte eine kleine Brücke aus weißgetünchtem Holz über einen verkümmerten Ausläufer des Sees zum, sich mit der Zeit drehenden Turm des hinkenden Uhrmachers Sieben. Nordöstlich zwischen dem Schmied und dem bärtigen »Teigmörder!« und »Mehlverschwender!« – so die vorherrschende Meinung über den Bäcker, sein Brot jedoch war am Abend stets ausverkauft – tastete sich ein Weg aus wurzeldurchzogenem Sand und kühlem Schatten durch eine kleine Baumgruppe zu Mathildas Anwesen, in dessen Ecken und sprießenden Hecken sich Fuchs und Hase jeden Abend – Na, Sie kennen das ja. Ein Anwesen, das für einen einzelnen Menschen, »sie hätte ja schon gern mal wieder Gesellschaft«, bisweilen zu groß werden konnte, wie sie stets den wenigen Besuchern, die sich an ihre Pforte verirrten, erzählte.
Niemand wusste genau, wie lang Mathilda bereits dort wohnte, nur der taubstumme Schäfer in Haus Nummer elf glaubte, es irgendwo mal gehört zu haben.

***

»Na, ich wollte doch mein Geld. Für die Milch mein ich…«
»Mhmm, wollte Milchgeld haben…«

»Ja zwei Mark fünfzig die Flasche, wie jeden Montag. Schreiben Sie das auf, zwei Mark fünfz …«

»Mhmm, zweimal fünf und dann sechs Flaschen, eins gemerkt und dann… 13 Mark Fünfzig … (mögliches Motiv, später Finanzen prüfen!)…«

»Wie?«

»Mhmm…Oh, nichts. Und wie gings dann weiter?«

Milch trinke Mathilda keine, die bekomme ihr so schlecht und dann diese Kopfschmerzen… Gemolkenes war nichts für sie, das war für die Katz. Sechs Liter jeden Montag, nicht zu kalt und nicht zu warm, das nahm sie sehr genau, da ließ die Frau nicht mit sich reden. Niemand im Dorf konnte sagen, wie viele Katzen sie ihr Eigen nannte, nur waren sich alle stets einig, dass es zu viele seien und so ein Verhalten doch nicht normal sei. Und so hielt sich die Betroffenheit auch stets in Grenzen, wenn eines der Tiere sich um die Speichen eines beladenen Karrens wickelte oder der Sohn der Billings seine frühkindlichen Anatomiekenntnisse an ihnen vertiefte. Mathilda bekam von all dem nichts mit, da waren sich alle einig.

»Ich hab nochmal geklingelt, vielleicht, dachte ich, hat sie es erst nicht gehört. Vielleicht war sie, die Mathilda meine ich, von Alterswegen her, sagt man das so?«

»Was?«

»Nichts. Also vielleicht war sie schwerhörig geworden, aber…«

»Von einer Woche auf die andere taub geworden?«
»Das habe ich ja auch gedacht. Letzte Woche hat sie ja noch gehört, aber weil sie doch schon alt ist und auch niemand bei ihr wohnt, den sie hören muss und …«

Mathilda war Witwe und nie eine Dame von Prunk und Welt gewesen, so konnte sie über die Jahre ihr Vermögen aufrechterhalten und sogar ein wenig mehren. Niemand im Dorf konnte sagen, wie viel sie ihr Eigen nannte, nur waren sich alle einig, dass es zu viel für eine schrullige Alte war. Jeder, von der Tierärztin, der einzigen Medizinerin in einem Tag Umkreis, die einmal die Woche vorbeikam, über Herrn Lamprecht, dem cholerischen Lehrer, der sich stets freiwillig zur Aufsicht des Knabenchors meldete, bis hin zu Kurt, dem Knecht, war sich sicher, dass das Geld bei ihm besser angelegt wäre. Wobei Kurt sich dessen wohl hauptsächlich so gewiss war, weil sich dessen alle gewiss waren. Er selbst tat sich schwer eine 3 von einem B zu unterscheiden und freute sich über gelben Schnee. Unabhängig davon war allen klar, Mathilda hatte Zaster, Mathilda konnte zahlen. Immer bar, nie auf Rate, niemals ließ sie anschreiben. Und so betrat, wie jeden Montag, auch an diesem verregneten Novembermorgen der Milchmann, genauer: sein Sohn – er vertrat den an Grippe erkrankten Milchmann – mit gekonntem Lächeln ihren Hof.

»Mhmm, jaja - Bier kaufen – komm zum Punkt Junge, wie hast du…«
»Die Glocken sind ja… Oh Verzeihung, ich…«

»Was hast du dann gemacht?«

Er klingelte erneut, legte das Ohr an die blassrote Haustüre, lauschte, wartete, blickte sich verstohlen um, griff nach einem etwa faustgroßen, lustig geformten Stein, trat vor eines der grau-starigen Fenster, wollte werfen, sah eine Katze, zielte und…

»Dann hab ich die Katze, ich glaube die Clerise wars, die mit den seltsamen Augen, hab ich dann gegen das Fenster geschmissen und…«

»Du hast einen Stein genommen, auf eine Katze geschmissen, um mit der dann ein Fenster einzuwerfen? Hat das Vieh da noch gelebt? Ist dir nicht gut? Irgendwas machen die doch im Chor mit euch…«

»Ja, weil die doch Fell hat, die Katze, dann ist das nicht so laut, wenn ich werfe. Und… ein Ballon, sehen Sie da Wachtmeister!«

»Kommissar, es heißt: Herr Kommissar.«

»Oh… Ja aber der Ballon, sehen Sie? Mit so einem würde ich gerne mal fliegen…«

»Fahren, es heißt mit einem Ballon fahren… ist das so schwer! Junge, konzentrier dich! Schau mich an, wie hast du die Frau gefunden? Und war jemand bei ihr?«

»Da waren der Antonius, die Clerise, also die war im Fenster, der fette Bert, d…«

»Junge, sind das… zählst du gerade die Katzen, zählst du gerade wirklich? He Schröder, kommen Sie her! Sofort.«

»Also als ich…«

»Ruhe Junge, ich bin raus, soll der sich mit dir rumschlagen.«

»Ja Chef?«

»Schröder hör zu, das ist der Junge, der die hässlich…, der die Tote gefunden hat. Nimm seine Aussage auf, wenn Sie fertig sind, den Jungen zu seinen Eltern, mir reichts für heute!«

»Ja Chef.«

Müde, mürrisch, motzend stapfte der Kommissar, der Herr Kommissar, über die vom Herbstregen versumpfte Wiese des alten Anwesens, warf mit einer besonders missratenen Katze nach einem pickligen Rotschopf in der Menge. Die Leute waren seit zwei Stunden beharrlich um die teils brüchige Mauer am Tor versammelt – einige waren kurz ins Dorf gelaufen und wenig später mit eingelegtem Aal und frischem Weißbrot zurückgekommen.

Da stand er nun, der Sohn des Milchmanns, struppiger Blondschopf, Sommersprossen unter den etwas zu blauen Augen vor dem Gemäuer der alten Mathilda und versuchte, sich auf die Fragen von Kommissar Brandt und dessen zurückgebliebenen, aber im Herzen guten, Laufburschen zu konzentrieren, während der Tumult am Tor weiter zunahm. Dabei wollte er doch einfach nur sein Geld für die Milch haben.

»Martha, ihr auch? Ich war grad beim Bäcker, als ichs gehört habe, ist sie…?« »Grüß dich, Gabi, unser Kurtl war beim Pfaffen und dann hat er gesehen wie der Milchbub zum Ordner gelaufen ist und beide zurück in den Wald und… Stimmt es, dass die Viecher sie gegessen haben? Das hat die Zieglerin gemeint…«

»Ich hab gehört, sie hat sich selbst den Kopf weggeschossen … Erschrocken vor dem eigenen Spiegelbild… Hahahaha!«

»Peter, komm her, mein Junge!«

»Hübsches Kind haben sie da!«

»Danke Lamprecht! Und singen kann er, wie kein zweiter.«

»Oh, tatsächlich…«

»Wenn ihr mich fragt, wars längst überfällig, dass die Alte verschwindet. Ermordet? Von wegen, selbst ersoffen hat sie sich, ums einem von uns ehrlich und hart arbeitenden Dörflern anzuhängen.«

»Mhmm…«

»Genau, ich hab immer gewusst, da stimmt was nicht. Konnte schweben, hört man… Ist doch nicht normal.«

»Mhhm.«

»Und hässlich war sie, ich frag mich, was wird jetzt aus dem Geld.«

»Na was schon, Brandt wirds sicherstellen, irgendjemand aus der Stadt wird kommen und dann verstaubts bei denen. Eine Schande ist das, eine Schande…«

Doch es kam niemand. Weder als kurz nach Mittag der Duft von frischer Aalsuppe zwischen Schmied und Bäcker nach Nordosten zog, nicht als am Abend in der Kneipe die ersten lallenden Kehlen behaupteten, das Dorf habe rechtmäßigen Anspruch auf das Tilda-Gold, wie

Cedric, der älteste Sohn der Ziegelfärber,das vermeintliche Erbe taufte, noch als am nächsten Morgen die Knechte mit allerhand Karren und Werkzeugen zum Grundstück der Alten geschickt wurden, um, wie man sagte, sicherzustellen, dass nichts wegkäme, was nicht weggehöre.

Mathilda indes lag rücklings, Arme und Beine angelegt, zwischen teils rötlichem Glas und ein paar welken Blättern, die der Wind hereingetragen hatte, in schwarzem Mantel, graugrünem Rock und violetten Schafswoll-Pantoffeln auf dem dunklen Marmor ihres Salons. So hatte der Sohn des Milchmanns sie durchs fauchende Fenster entdeckt, Ordner Brandt sie wenig später skizziert und wiederum ein wenig später die Tierärztin sie für tot befunden. Damit schien die Sache für den Ermittler erledigt. Der war vor einigen Jahren aus der Stadt hierher versetzt worden, was ihn erst furchtbar ärgerte, als er jedoch erkannte, dass er hier bei diesen »Provinzaffen« praktisch tun und lassen konnte, was er wollte, entwickelte er sogar eine gewisse, nun ja, Freude wäre zu viel gesagt…, aber er tauchte nach vermeintlichen Verbrechen persönlich auf, kritzelte in seinen Block, befragte zusammen mit Schröder, seinem einzigen Angestellten, die Schaulustigen. Was bei einem taubstummen Schäfer, der nie besonders viel zur Lösung beitragen konnte, einem Geistlichen, der sich stets aufs Beichtgeheimnis berief, zumindest bis zum vierten Bier, einem Lehrer, der sicher wusste, dass es einer seiner Schüler gewesen sein musste, diese »Teufelsblagen!«, sieben Familien und den Knechten nie lange dauerte. Schlussendlich einigte man sich in der »Gloria« meist darauf, dass Mathilda oder

Sieben, der hinkende Uhrmacher, schuld seien – aber mal ehrlich, was hätte der denn für ein Motiv, ich sag euch, die Alte wars – und man ohne sie besser dran wäre.
Das funktionierte für gewöhnlich ganz gut. Die Schuldige war schnell gefunden, schwere Straftaten passierten nie und ernsthaft zu Schaden kam auch je keiner. So begnügten sie sich meist damit, über die Alte zu schimpfen und ihr das Übel der Welt an den Hals zu wünschen. Für gewöhnlich funktionierte das ganz gut. Nur war die übliche Schuldige jetzt möglicherweise die Geschädigte und, ach was, »ermordet? Von wegen, selbst ersoffen hat sie sich, ums einem von uns ehrlich und hart arbeitenden Dörflern anzuhängen.«
Und so blieb Mathilda, für tot befunden, zwischen Glas und Blättern und allmählich auch Staub liegen, während sich in den geräucherten, gebratenen und verdauten Aal langsam schleichend die Gier, mit ihr aufkeimend Goldrauschstimmung und damit wiederum Neid und Eifersucht mischten. Und innerhalb von zwei Wochen war im Dorf ohne Namen, am See voller Aale nichts mehr so, wie der Schäfer, der Schmied, Lamprecht und der Pfaffe, der zugezogene Ordner, die Ziegelfärber und der Müller, die Bäckersfamilie, die Knechte und die mit ihren eigenen Wegen und sauberen Schuhen es kannten.
Mathilda fanden sie am Montag. Am Dienstag war bereits ihr halbes Grundstück umgegraben, ohne Erfolg. Am Mittwoch hing der Sohn der Billings aufgeschlitzt von Brust bis Bauch am Welpen-jonglierenden Harlekin. Und am Freitag ging die Tochter des Bäckers in zerrissenem Weiß in den See.

TEXTE AUS DER WERKSTATT

SCHREIBAUFGABE »DAS LETZTE MAL«

Wir haben den Studierenden die Aufgabe gegeben, auf dem Weg zur letzten Sitzung die Fahrt genau wahrzunehmen. Im Seminar baten wir sie darum, diese Fahrt in Verbindung mit einer Geschichte zu bringen über ‚das letzte Mal'. Sie muss nicht mit dem Seminar zu tun haben. Wir wünschten uns dieses Gefühl.

Gummigrillhähnchen

Es war dieses Wochenende. Wir sind spät dran. Zehn Minuten schon fährt vor uns dieser Pick Up. Hamburger Kennzeichen. Am Kofferraum baumelt ein Gummigrillhähnchen. Es schwingt hin und her und meine Nerven lassen sich von der Bewegung einlullen. Michael brabbelt irgendetwas über seinen Auslandseinsatz. Ich bin gespannt, ob es ihm auf der *Tender Mosel* vor

der libyschen Küste wie dem Gummigrillhähnchen ergehen wird: Hin und her und hin und her. Er wird viel Zeit damit verbringen, die Kloschüssel zu umarmen.
Er nennt den Namen: Stef. Ich schaue ihn an und schüttle den Kopf. Nein, Stef hat sich noch nicht gemeldet, wo wir bleiben. Um vier hatte ich ihm geschrieben. Eine Stunde hat Google Maps angezeigt. Mein Handy sagt, es ist fast halb sieben. Stef. Es war Michaels Idee, auf die Gay Party in München zu gehen. Meine, bei Stef zu pennen. Stef, den ich seit knapp vier Jahren nicht mehr gesehen habe. Stef, der jetzt seit drei Jahren in einer festen Beziehung ist. René heißt der Glückliche. Ich frage mich, ob es so eine schlaue Idee ist mit meinem schwulen besten Kumpel und meiner großen Ex-Liebe und seinem Freund auf eine Gay Party zu gehen. Ich bin wegen Michael hier, rede ich mir ein. Ein letztes Mal abfeiern und dancen und saufen, bevor er für fünf Monate aufs Mittelmeer verbannt wird. Spaßhaben, die Zeit vergessen, mit Leuten zusammen sein, die man mag. Der Pick Up mit dem Grillhähnchen biegt ab. Ich will Stef sehen, seine Augen, die Wärme. Ich weiß nie, wann ich ihn wiedersehe. Jedes Mal fühlt es sich endgültig an.

Anja Seemann

Frau Kraus

Seit dreißig Jahren dekoriert Frau Kraus den Münchner Hauptbahnhof. Weihnachtlich im Advent, blumig im Frühling. Das heißt, sie koordiniert viel mehr die Dekoration, bestellt die Ware und erklärt den netten jungen Bahnhofsarbeitern auf den Hebebühnen, was wohin soll. Dabei orientiert sie sich an ihrem eigenen Wohnzimmer und an Dekotipps aus »Bild der Frau«. Im Maßstab eins zu 3000.

Die Strohblümchen an ihrem Wohnzimmerfenster in gelb, orange und rot fallen zwischen all den Illustrierten, Sudoku-Heften und Enkel-Fotos genauso wenig auf wie die monströsen Anemonen, die von der Hauptbahnhofsdecke baumeln und gemeinsam mit Ritter-Sport-, Coca-Cola- und I-Phone-Werbung um die Aufmerksamkeit der Reisenden buhlen. Wem sie auffallen, der ist vielleicht verwundert oder auch ein bisschen gerührt. Provinzieller Charme. Jedenfalls glaubt Frau Kraus an die Schönheit der Unscheinbarkeit und außerdem ist es ihr Job, war es ihr Job, dreißig Jahre lang – bis heute. Mit dem Umbau des Bahnhofs wird Frau Kraus in Rente geschickt. Durchaus nicht verwerflich, mit fast 68 Jahren. Ein letztes Mal zieht sie die Bürotür hinter sich zu, dreht den Schlüssel zweimal nach links. Geht am Burger King vorbei und die mit Tulpen beklebte Glasempore entlang. Sie bleibt noch eine Weile stehen. Die großen Anemonen aus Bast leuchten farbenfroh in der Sonne, die durch das Glasdach fällt. Und auf Gleis 24 setzt sich der Nachtzug nach Neapel in Bewegung.

Helene Köck

Das letzte Mal eine, wenn auch nur kleine, Reise antreten.
Das letzte Mal für längere Zeit neben ihm im Auto sitzen.
Das letzte Mal im Hotel einchecken.
Das letzte Mal im Hotel übernachten.
Das letzte Mal im Hotel aufwachen.
Das letzte Mal in Regensburg – bei Sonne, bei Wind, egal bei welchem Wetter – es wird das letzte Mal sein.
Denn unsere Tage sind gezählt. Wir sind bald soweit. Dann wird aus dem Wir ein greifbares Du. Ein Du, das man sieht und hört und riecht. Ein Du, das dann da ist – für immer. Auf unseren Reisen, im Auto, im Hotel, in Regensburg. Egal, was, wie und wo – Du bist dann da.

Undenkbar. Denkbar. Ich denke. Woran?
An den Mann beim Bäcker. Ein junger Mann. Dem Kopf nach so alt wie ich. Dem Körper und dessen Bewegungen nach über 70 – alt, gebrechlich, schmerzerfüllt.
Es ist mir unangenehm, dass er mein Nussgebäck mit seinen bloßen Händen anfasst. Beim Bezahlen versuche ich zu vermeiden, ihn zu berühren. Es ist mir unangenehm, dass ich das denke und als er mir Kleingeld zurückgibt, achte ich darauf, seine Hand zu berühren. Sollte er vorher mein Unbehagen gespürt haben, so möchte ich es nun wieder gut machen. Wer bin ich, das zu denken?

Kann ich jemandem begegnen, ohne zu denken? Ohne diese ständigen Schubladen, die wir schließen und öffnen, sortieren, uns irren, uns schämen, uns verbessern, um uns dann doch wieder zu täuschen?

Ich freue mich sehr darauf, deine Schublade zu öffnen, diese winzigen Hosen und Bodys herauszuholen, die du bald tragen wirst.
Ob der junge Mann vor mir jemals ein Baby war? Kaum vorstellbar. Und schon wieder: Eine Schublade! Ich möchte alle Schubladen öffnen, alles herauslassen, alles unsortiert, chaotisch und frei. Alles das erste Mal sehen – so wie Dich!
Wenn ich an diesen Moment denke, fällt mir der Gedanke nicht schwer, dass dies deine letzten Tage in meinem Bauch sind.
Das letzte Mal, und dann kommst du heraus und wir öffnen Schubladen – deine, damit du es warm hast und alle anderen, damit ich niemanden mehr einzwänge, nichts übersehe, indem ich es zu früh benenne. Nichts festsetze, indem ich glaube, es zu verstehen.
Das letzte Mal eine Schublade öffnen, und dann bleibt alles offen. Offen für alles. Das wünsche ich mir.

Amelie Auer

Eine Gruppe kommt mir mit mindestens fünf breiten Rollkoffern entgegen, und ich quetsche mich zwischen zwei Sitze bis der Tross an mir vorübergezogen ist. Es ist ein verlängertes Wochenende und der ICE nach Stuttgart ist mal wieder hoffnungslos überfüllt. Ich habe ausnahmsweise in eine Sitzplatzreservierung investiert, wahrscheinlich ist es eh das letzte Mal. Mein Platz befindet sich in einem abgeschlossenen 6-er Abteil, vier Plätze sind bereits besetzt. Ich verstaue mein Gepäck und lasse mich auf dem Sitzplatz direkt neben der Tür nieder, während der Zug sich in Bewegung setzt.

»Ist hier noch frei?«

Ich schließe mich dem allgemeinen Nicken an, und der Fragesteller lässt sich fröhlich auf dem Platz gegenüber nieder. Irritiert stelle ich fest, dass mein Gegenüber barfuß ist. Und auf Konversation aus. Ich ganz und gar nicht, deswegen blicke ich betont auf die vorüberziehende Frankfurter Skyline. Zum letzten Mal. Unwahrscheinlich, dass es tatsächlich das letzte Mal sein wird, schließlich werde ich sicher bei irgendeiner Gelegenheit noch einmal im Zug auf dieser Strecke sitzen. Aber es wird trotzdem nicht dasselbe sein. Ich werde dann nur noch zu Besuch hierher kommen.

Ulrike Niemann

Ich weiß noch, wie ich am Autofenster hing und Zwiebeltürme zählte.
»Jetzt sind wir in Bayern«, sagte Papa, und es war mir wie eine Weltreise. »Siehst du die lustige Form von den Kirchtürmen? Hier sehen die alle so aus.« Mit vier Jahren war es ein beeindruckender Anblick von ungeheurer Exotik. Das war Bayern und die Nordsee waren die ersten weißen Flügel der Windräder hinter dem Horizont, die in ewigen Kreisen den Himmel durchschnitten. Flacher Himmel über flachem Land, vom Allgäu eine Welt entfernt. Heute auf der Fahrt habe ich ein Windrad neben einem Zwiebelturm gesehen, und ich muss mich fragen, ist Deutschland vielleicht kleiner geworden? Wegmarken, die, früher so bedeutungsschwer, heute zufällig in der Landschaft zusammengewürfelt stehen, kaum eines zweiten Blickes würdig. Einmal von München nach Hamburg ist nichts mehr. Mein Vater hat mir damals voller Sicherheit die Welt gezeigt, und meine Mutter hielt den ADAC-Atlas verkehrtherum. Nie wieder hinter Papa auf der Rückbank sitzen, mit Büchern und Kassetten und CDs von Reinhard Mey, um die Unendlichkeit von fünf Stunden Autofahrt zu überstehen. Nie wieder Picknick im Ferienstau, nie wieder meine Schwester auf ihrer Seite neben mir, neidvoll beäugt, weil sie keinen Kindersitz mehr braucht. Nie wieder Gute-Laune-Bonbons aus Mamas unergründlicher Handtasche. Inzwischen haben Windräder und Zwiebeltürme ihren Reiz verloren. Heute braucht es schon ein Flugzeug und vielleicht die Freiheitsstatue oder die Pyramiden. Meine Eltern braucht es nicht mehr. Und trotzdem, selbst am Fuße des Himalaya

fehlt dieses geliebte Urlaubskribbeln, das Vorfreude war und Aufregung und Sehnsucht und Geborgenheit, wie ich es im Allgäu kannte.

Christina Weidl

SCHREIBAUFGABE: »MIT ZOOM«

Beim Besuch eines Försters im Seminar ging es um seinen Blick auf Stadt und Land. Danach lautete Aufgabe: Sucht euch diesen einen Moment in seinen Erzählungen, der Euch so interessiert, dass ihr ihn *mit Zoom* erzählt.

Es ist einer der ersten Tage an denen mir die Sonne mit Kraft in Gesicht scheint. Ich verbringe meine Mittagspause in dem kleinen Park, drehe meine Runde über den asphaltierten Weg. Zwei ältere Damen haben ihren Blick fasziniert in den Himmel geheftet.
»Ja, so majestätisch sind die, das sind ganz edle Tiere.«
Auch ich hebe den Blick und sehe drei Raubvögel kreisen. Ich glaube, es sind Falken, aber genau kann ich das nicht sagen.
»Meinst du die sind auf der Jagd?«

»Ja, die halten bestimmt nach kleinen Mäuschen Ausschau und wenn sie eins sehen stürzen sie sich hinab!«

Die beiden lachen amüsiert.

Die Falken kreisen unbeirrt weiter. Zwei weitere sind noch dazu gekommen, und sie gleiten völlig mühelos durch die Luft. Ihre langen Schwingen bewegen sie kaum, nur durch minimale Justierungen passen sie sich der warmen, aufsteigenden Luft unter ihnen an und schaffen es so in immer größere Höhen ohne einen einzigen Flügelschlag aufzusteigen.

Ein einzelner Vogel lässt sich nach unten fallen, schießt in einem Tempo Richtung Boden als bestünde er plötzlich aus Blei. Dann reißt er eine weiße Taube aus einem Schwarm mit sich, schlägt seine langen Klauen tief in ihr Gefieder.

Die beiden Alten sind bereits weitergegangen.

Ulrike Niemann

Als sich die automatisch aufgehenden Fahrstuhltüren gleichmäßig auseinanderschieben und ich im Erdgeschoss des Mehrparteienhauses angekommen bin, in dem ich wohne, verlässt die Waschmarkenverkäuferin – zuständig für die Meranierstraße 11 – auch gerade ihre Wohnung im Erdgeschoss. Wir grüßen uns wie immer – soweit ich es sehen kann, ist sie sehr Minion-affin, sie scheint diese kleinen, gelben, wie das Innere eines Überraschungseis aussehenden

Figürchen im Blaumann zu mögen. Diese lachen mich jedes Mal in Form von selbstausgeschnittenen Bildern auf der Eingangstür an, wenn mir mal wieder die Waschmarken ausgegangen sind. Im Halbdunkel des Ganges erahne ich die zahnstocherartigen Beine der Waschmarkenverkäuferin, ihre offensichtliche Ausgemergeltheit, die wohl von einer fiesen Krankheit zu kommen scheint. »Ach, du bist´s!«, sagte sie, als ich vom Fahrstuhl in Richtung des Gebäudeeingangs husche. »Ja, genau. Einen schönen Tag dir.«, kommt es wohl ein wenig gehetzt von mir zurück. Ich höre ein mechanisches, klickendes Geräusch. Ein Schlüssel wird abgezogen. Klirrt fröhlich an einem Schlüsselbund, bevor er in der Tasche meiner Waschmarkenverkäuferin verschwindet und ich ebenfalls die Haustür in Schloss fallen lasse.

Philipp Schlüter

Die Katze hat mich mit gedämpften Schreien zur Balkontür gelockt. Sie sitzt dort draußen, schaut mich mit geweiteten Augen durch die verschmierte Scheibe an. Aus ihrem Maul baumelt ein junges Kaninchen. Ein Kaninchen, wie sie im Park leben. Die spitzen Zähne der Katze bohren sich in den Hals seines Opfers. Das Blut ist im dunklen Fell kaum zu sehen, glänzt nur ganz leicht feucht. Das Kaninchen ist noch nicht tot, aber es bewegt sich nicht mehr. Die Todesangst lähmt es. Ich kann sein kleines Herz hektisch unter seinem Pelz schlagen sehen.

Ich reiße die Türe auf und packe die Katze am Nacken. Sie lässt ihr Opfer widerwillig fallen. Ich hole sie zu mir in die Wohnung und schließe die Türe hinter uns. Draußen liegt das Kaninchen. Jetzt wo es die Katze losgelassen hat, offenbart sich das wahre Ausmaß seiner Verletzungen. Unter seinem Kopf hat sich bereits eine kleine Lache Blut gebildet und mit jeder Sekunde wird sie größer. Panisch versucht das Tier von der Stelle zu kommen, mit letzten Kräften zu fliehen, doch das Zucken seiner Hinterläufe wird schwächer. Ich weiß, ich kann nichts mehr tun.

Julia Wehrmann

Taub

Der Tod kam zum dritten Mal an diesem Tag. Zwei Mal zu viel. Nach dem ersten Mal hätte er schon weggesperrt gehört. Aber das Mauzen war groß – größer als die Nerven, als die Verantwortung, als das Gewissen und jetzt – jetzt der dritte Kernbeißer. Noch ein Jungvogel. Das Fiepen ist schmerzgetränkt, die kleine Brust hebt und senkt sich viel zu schnell und das Blut wird nicht weniger. Das Herz tut alles vor Angst und die Augen starren, starren mich an, starren, was ich tun werde, was ich nicht tun werde, wollen weg und doch nicht vergehen. Das kleine Leben ist nicht zu retten. Gedärme sind zu sehen. Verflucht. Ich muss. Heb die Hand. Deck das Tier zu. Der letzte Anblick bist du. Erschlag es. Ganz einfach.

Anja Seemann

Unterm Bett

»Ja mei, bist du ein liebes Ding.« Runzlige Hände streckten sich nach dem grauen Gefieder.

»Gruu. Gurrruuu.« Flügel flatterten, Staub stob auf.

»Hab doch keine Angst. Zeig her, was du mitgebracht hast.« Ein Regenwurm kräuselte sich im Schnabel der Taube.

»Komm ich hab da was zurückgelegt. Schau her.«

Die Taube hockte am Fenstersims, außerhalb ihrer Reichweite. Deshalb zog Gertrud das fahrbare Tablett heran, worauf die Überreste ihres Frühstücks ruhten. Ihre Finger zitterten unkontrolliert, als sie die Brotkrumen aufhob.

»Hm. Lecker. Schaust her. Komm her.« Immer wieder nickte sie der Taube aufmunternd zu. Sie und der Regenwurm, die einzigen Gäste seit Stunden. Die Kraft in ihrem Arm ließ nach. Er sackte zurück auf die Decke, ihr Kopf in die Kissen.

Hopp. Hopp. Die Taube saß auf der Decke. Ihre Blicke trafen sich kurz, der Regenwurm fiel aus dem aufgeklappten Schnabel. Hopp. Die Taube piekte die Brotkrumen auf und verschwand unter das Bett.

»Ja mei Taubsi. Dankeschön. Was für ein schöner Wurm.« Behutsam bettete sie den Wurm über ihren Zeigefinger und hob ihn hoch, sodass sie ihn begrüßen konnte.

»Hallo Kleiner. Vielleicht hast du ja Hunger. Schau her.«

Der Wurm fiel von den zitternden Fingern auf den Teller, landete auf einem Stück Käse.

»Gruu«, meldete sich die Taube unter dem Bett zu Wort.
Zufrieden lehnte sich Gertrud wieder zurück, betätigte unter einer letzten Anstrengung den Einschaltknopf des Fernsehers auf der Fernbedienung.

Sarah Stanojevic

Erdnussflips

Susanna drückt sich die Nase platt, um besser sehen zu können. Es passiert etwas auf ihrem Balkon. In dem Nestchen tut sich was. Drei Eier, eine Schale bricht. Der dicke Moses ist ganz aufgeregt, er gurrt schriller als sonst, seine Krallen klackern auf der Regenrinne, einmal dreht er sich im Kreis. Ganz vorsichtig öffnet Susanna die Balkontür, so leise sie kann, nur einen Spalt. Gerade so weit, um die Suppenkelle, die sie an einem Besenstiel befestigt hat, hindurchzuschieben. Zentimeter für Zentimeter rückt sie die Kelle in Richtung Nest. Erdnussflips, von EDEKA, die mögen sie am liebsten. Susannas Studien sind einschlägig. Magdalena versteht sofort, sie pickt hastig, spreizt einige ihrer schönen blauen Unterfedern, gurrt. Susanna sieht die Dankbarkeit in ihrem Blick. Es wartet das Familienglück und sie wird ihr Bestes tun. Wer weiß, wieviel so ein kleiner Schnabel picken kann, der sich jetzt – ja, jetzt! – durch die gepunktete Eierschale bohrt?

Helene Köck

SCHREIBAUFGABE: »DREI KULINARISCHE HAIKUS«

Leichenschmaus Genuss
Ei, Banane, Augapfel
komm, leg dich zu mir

Kannibalismus
Gebeine, dein Geist in mir
geschmacklich bei Dir

Gammelfleisch-Würger
neue Pferdehuf-Burger
Gaumenschmaus-Mörder

Oliver Urbanke

SCHREIBAUFGABE: »DINGE«

Eine Geschichte über einen Gegenstand, den der Sitznachbar bei sich hatte.

Opinel

Schneidend. Schnipp. Schnipp schnapp? Nein, zu einfach.
Keine Schere. Arm und Reich, Arm und … Zarte, kalte klare, scharfe Klinge. Messerscharf gedacht, gut Sherlock. Aber wohin? Woher ist einfach. Geschenkt wohl, Familie? Der Großvater? Zu neu, zu glänzend. Freundin in fern? Mehr … Opinel! Für dich, lieber Opi, Nel. Schweig!
Weiter im Text. Für Abenteuer zu klein, für Manikürliches zu groß … Äpfel wohl, Äpfel könnte es schneiden. Auf Almen in den Bergen, von den Hexen bei den Zwergen. Schatten und Glanz, Spiegel und Tanz und tiefes Purpur. Eine satte Farbe, eine schöne Farbe … wie zerstampfter Wein auf Kinderzehen. Schlehengewächse und auf ewig der Freund? Floss er davon, nur die Klinge geblieben? Nur die Klinge, nur die Liebe geliehen? Schnitzen kann es wohl, Fichten und Tannen zu zierlich, vollendet veredelter Spitzenkaffee … Ich brauch Kaffee … Opinel ich hab, Konzentration! Stellen wir einmal die Frage, wird ja wohl noch erlaubt sein, wenn sie gar nicht Herr der Klinge ist, die vielmehr bewusst zu ihr fiel und nun in beengender Treue, das Lederband eng um die Hände. Faszinierend und das in einer einzigen Tasche. Was wohl noch? Welches Märchen, welche Welt noch verborgen? Mag sie Masken? Das Schauspiel ja und

Gurken – nur im Salat versteht sich? Vielleicht mit purpurner Klinge in Schwarz gewandet und schnellen Schrittes … über sieben Brücken musst du gehen, sieben … Reiß dich zusammen, wir sehen es doch: Klar und kalt geschärfter Stahl.

Oliver Urbanke

SCHREIBAUFGABE: EIN KLASSIKER - RAYMOND QUENEAU: STILÜBUNG.

Im S, zur Stoßzeit. Ein Typ, ungefähr sechsundzwanzig, weicher Hut mit Kordel statt Band, zu langer Hals, als hätte jemand dran gezogen. Leute steigen aus. Besagter Typ regt sich über einen der Nebenstehenden auf. Der remple ihn jedes Mal an, wenn einer vorbeiwolle, beschwert er sich. Weinerlicher Ton, der aggressiv klingen soll. Er sieht einen freien Platz, springt hin.
Zwei Stunden später sehe ich ihn auf der Cour de Rome vor der Gare Saint-Lazare. Er steht mit einem Freund da, der zu ihm sagt: »Du solltest dir einen zusätzlichen Knopf an den Mantel nähen lassen.

Schreibe den Text einmal erotisch und einmal akustisch. Du darfst ihn dabei frei verwandeln und Handlungen so gewichtigen, wie Du es möchtest.

Akustisch

Manchmal kann man die Stille atmen hören, heißt es doch. Aber wann ist es schon still? Wie soll ich mich noch daran erinnern, wie Atem klingt, auf dem Kissen neben mir, unter den Leinen? Haarsträhnen im Morgengrauen. Weißt du, woher ich weiß, wie Atem klingt? Die Linie 2b Pentling – Regensburg Hbf, sie atmet. 44 Sitze und 60 – korrigiere – mindestens 80 Stehplätze atmen wie ein angeschossener Bulle im Morgengrauen. Sie schnauft, prustet und rülpst. Sie keucht. Sie niest und schnieft ungeniert. Sie ist ein Walross, das durch die wogende grau-orange Masse pflügt. Bei jedem Ampellicht wogt es sacht. 124 Körper sacken nach vorne, Jackenschöße entfalten sich raschelnd, 80 Füße klonken wie kleine Mehlsäckchen auf Aluminium ein Stück zur Seite, es patscht an den grellgelben Haltestangen, es stöhnt und keucht. Und dann atmet das Kollektiv wieder auf, so einmütig, so unter die Haut gehend.
Im Bauch des Wals ein Zetern. Es geht etwas durch die Eingeweide hindurch, Unruhe, Unstimmigkeit. Es ist zu früh, es kann jetzt keine solchen Störgeräusche geben, sonst wird es zu spät, zu spät, zu spät. Extrawürste können um diese Zeit nicht mit scharfem Senf serviert werden. Das Zetern wird ausgespuckt und verschwindet im grollenden Draußen. Es bleibt nur ein leises Meckern. Und Seufzen. Und Atmen.

Eva-Maria-Schreiner

Eeroddisch

»Also sowas.« Der Bus ruckt vor und zurück. Jedes Mal wenn er anfährt, muss die Mehrheit der Insassen und -ständer sich wie Lemminge auf einer Eisscholle den Gesetzen der Schwerkraft und Mechanik ergeben und trippelnd ein paar Schritte nach links, ein paar Schritte nach rechts tänzeln, auf den unsichtbaren, aber todsicheren Abgrund zu. Nur ER nicht. Der Bus hält.

»Jetzt glaub ich's aber.«

Es ist Hochsommer. Und Stoßzeit. Dass sich Haut an Haut reibt ist schier unvermeidlich. Der Bus hält.

»Jetzt habe ich genug! Jedes Mal rempeln Sie mich an!«

Es ist ein circa 26-jähriger mit einem aberwitzigen gelben Hut, der sich mokiert. Weinerlicher Ton, der bösartig klingen soll. Er hält sich mit der Rechten an einer quietschenden Haltelasche fest, halb verdreht, wie aufgezogen, und keift gegen IHN.

ER, der den Tanz der Lemminge nicht mitmacht, der das Zentrum des überfüllten, transpirierenden Busses bildet wie ein Fels in der Brandung.

Ich hänge meinerseits in den Seilen und schwitze – überall. Das Blaffen des Behuteten gibt mir den willkommenen Anlass, IHN anzustarren. Unter dem schwarzen, engen Shirt zeichnen sich feste Brustmuskeln ab, nicht aufgepumpt, wie durch harte Arbeit an irgendeinen verrufenen

Dock erworben oder in den Bergen – was immer man da macht – oh, diese Bilder. Darunter breiten sich dezente kleine Schweißflecken aus. Er riecht bis hierher gut.
»Scusi!«, antwortet er. Die schwarzen Augen überfliegen den Gelbhütigen nur.

Eva-Maria Schreiner

Erotisch

Der Bus war heute ganz besonders voll. Leiber drängten sich an Leiber. Er stand zwischen den anderen Fahrgästen, umklammerte mit einer Hand die Haltestange, hielt in der anderen seinen Hut. Spannung lag in der Luft. Neben ihm stand eine Frau. Bei jeder Kurve wurde sie an ihn gedrückt. Er konnte die Wärme ihres Körpers durch ihrer beider Kleider hindurch spüren. Sie starrte scheinbar gleichgültig aus dem Fenster, doch er wusste, dass auch ihr die Berührung ihrer Körper mehr als bewusst sein musste. Es konnte ihr nicht unangenehm sein, denn sie versuchte nicht, von ihm abzurücken. Und doch … Als der Busfahrer unerwartet stark bremste, lag plötzlich eine Hand auf seinem Hintern. Ihre Hand. Er sah sich nach ihr um, ein Lächeln auf den Lippen, doch sein Blick traf den eines beschämt dreinsehenden Mannes.
»'tschuldigung.« Die Frau war längst ausgestiegen, und er flüchtete sich mit seinem Hut auf einen frei gewordenen Platz.

Julia Wehrmann

Akustisch

Ich spüre das laute Tönen des Motors durch meine Fußsohlen hindurch. Der Bus biegt um eine Kurve, dumpf quietschend, so laut, dass es die Musik aus meinen Kopfhörern übertönt. Sanfte Indie-Klänge, Gitarre und verschleppter Gesang, den ich kaum noch verstehe. Ich höre den Mann, der hinter mir steht, laut fluchen. »Putain, also wirklich, passen Sie doch auf!« Ein weinerlicher Tenor, unangenehm hoch, der so gar nicht zu der rauchigen Frauenstimme in meinen Ohren passt. Die Jacke des Mannes streift raschelnd meinen Mantel, als er sich bewegt. Ich weiß nicht, zu wem er spricht. »Sie müssen mir nicht ständig auf die Pelle rücken!« Er beschwert sich wie ein Kind, das zu früh in den Stimmbruch geraten ist, ein bisschen nasal ist seine Stimme auch, ich mag das gar nicht. Ein Nörgler, vielleicht ein Beamter oder Lehrer. Ich möchte eigentlich nicht hinhören, aber ich kann nicht anders. Bremsen pfeifen, die Bustüren öffnen sich zischend, rechts von mir steht einer auf, ich will mich setzen, doch der Mann hinter mir kommt mir zuvor. Streift mich und sein Anorak knistert, als er sich auf den Platz drängt. In meinen Ohren noch immer sanfter Gesang zu Gitarre, er begleitet den Gedanken, 'ein unangenehmer Mensch'.

Christina Weidl

Erotisch

Seine Finger verkrampften sich und zerknitterten die Seiten der Zeitschrift in seiner Hand.
»Der Urmensch sucht sich seine Partnerin nach der Breite ihrer Hüften und der Völligkeit ihres Busens aus.« Er klappte die Zeitschrift zu und spähte über ihren Rand hinweg.
Zwei Meter weiter stand eine Frau, deren Hüften den Rock zu einer Kugel formten. Ihre Oberweite spannte ein fabelhaftes Dekolleté auf.
»Anders herum suchten sich die weiblichen Urmenschen Männer mit breiten Hüften und athletischer Figur, die zum Kämpfen und Jagen geeignet waren.«
Ein stummer Blick an sich hinab. Er war so schmächtig wie ein Grashalm. Wütend legte er die Zeitschrift beiseite.
Der Bus machte eine Kurve und die vollbusige Frau kam ins Torkeln. Er sollte aufspringen. Sollte sie fangen. Sie küssen. – Doch sie fing sich und ihre Aufmerksamkeit galt ihrem Handy.
Die Evolution hatte das perfekte Mannsbild zerstört. Wie sollte er je mit seiner Erscheinung eine Frau von sich überzeugen? – Mit Witz.
Er stand auf. Diese enge Kleidung, die sich um ihren Körper schmiegte wie eine zweite Haut. Er legte seine Hand in die Mulde ihres unteren Rückens. Ihr Kopf schwang herum, ihre Haare peitschten in sein Gesicht. Giftgrüne Augen starrten ihn an. Ihre Lippen waren so prall wie ihr Hintern. Hier war die Evolution nett geblieben.

»Wow, deine Augenfarbe passt perfekt zu meiner Bettwäsche.«

Warum hatte er das gesagt? Das war nicht er selbst!

Die Schelle brannte in seinem Gesicht.

Sarah Stanojevic

Erotisch

Anton hat die Nacht nicht alleine verbracht. Als er in den Autobus steigt, stellen sich seine Nackenhaare auf wie unter Strom. Er hat die mitternächtliche Begegnung noch nicht verarbeitet. Eine Frau streift ihn im Vorbeigehen. Ihre Hand berührt die seine. Der Stoff ihres Kleides ist weich und reibt über seinen Arm, als der Bus sich in eine Kurve legt und sie fast auf ihn fällt.

Der Duft ihres Parfüms, so gut!

Ein Mann steigt Anton auf den Fuß. „Passen sie doch auf!“, fährt er ihn an. Die Stimme unkontrolliert hoch, er ist verwirrt. Ringt um Selbstkontrolle.

Sie bindet ihre Haare zusammen. Schöner Hals, denkt er. Merkt, wie er ihr näherkommt. Das geht wie von selbst.

Ein Platz wird frei. »Wollen sie sich setzen?« Seine Stimme hat etwas Flehendes.

Helena Ressel

Erotisch

Obwohl er im Bus stand, schien sie noch auf ihm zu liegen. Seine Haut roch nach ihrer, ihr Haar kitzelte noch immer seine Stirn, seinen Nacken, seine Brust. Er lächelte, weil er nicht anders konnte. Es war offensichtlich, wo oder vielmehr wie er die letzte Nacht verbracht hatte – alles an ihm roch noch nach ihr – alles an ihm roch nach der Nacht, die er bei sich auf der Haut trug und verströmte. Wären die anderen Fahrgäste nicht so sehr mit sich und dem schlechtem Wetter beschäftigt gewesen, hätten sie es sehen müssen.
Männer hätten ihm anerkennend zugenickt, Frauen ihm verstohlen ihre Nummer zugesteckt. Es war offensichtlich: Er war ein Hengst, ein Held, der Casanova unter den… Ein plötzlicher unsanfter Stoß in seine Rippen riss ihn aus seinen Gedanken… Wo war er? Ach ja: Er war eine Hengst, ein Held, der.. schon wieder! Verdammt nochmal. Es ging ihm weniger um den Schmerz in den Rippen als vielmehr um die Tatsache, dass die unsanften Stöße ihn aus seiner Nacht, aus ihrer Haut zu stoßen drohten. Also, nochmal: Ich bin ein Hengst, ein Held, der… Der Bus bremst, der Stoß kommt unmittelbar hinterher, er stöhnt, stöhnt noch einmal wie letzte Nacht, die somit ihren Weg aus ihm heraus zurück in die Dunkelheit nimmt und mit sich ihren Duft, das Prickeln, alles, was er zu halten versucht hatte. Ein letzter verzweifelter Aufschrei: »Ich bin ein Hengst!« Niemand glaubt ihm, am wenigsten er sich selbst. Er sieht einen leeren Platz, wendet sich ab, verlässt den Bus und ohne jede Erotik setzt er seinen Weg zu Fuß fort.

Amelie Auer

SCHREIBAUFGABE: SCHREIBT EINE KLEINE SZENE VOM ODER RUND UMS ZÄHNEPUTZEN

Zahnbürste

Ich möchte keine Zahnbürste sein. Was wäre das für ein Leben? Wenn der einzige Grund für meine Existenz das Beseitigen von Speiseresten ist… Wie Eklig. Und sonst, in einem Glas stehend auf den nächsten Morgen warten, oder den Abend. Oder bei den ganz harten Zähneputzern gäb's vielleicht mittags auch noch mal einen Einsatz. Und ansonsten warten… Wie langweilig. Was tut man mit so viel Zeit, ohne sich bewegen zu können. Und worüber denkt man als Zahnbürste schon nach? Vielleicht darüber wie einem nicht schlecht wird bei dem ganzen Auf-und-ab-und-im-Kreis-Geputze.

Helena Ressel

SCHREIBAUFGABE »TEXTANFÄNGE«

Sind schwierig. Wir baten wir die Studenten, sich drei Textanfänge zu überlegen, für Texte, die sie gerne einmal schreiben möchten. Wir nahmen sie zum Anlass nochmals gründlich über erste Sätze nachzudenken.

1. Durch die Wasseroberfläche waberten mir die Sonnenstrahlen entgegen, und ich spürte wie mich die Juliwärme ansaugte. Vom Blau aus unter einen Horizont gehoben, der nach Muße roch und schmeckte. Ich war so weit und schoss wie durch eine zweite Fruchtblase in Torpedohaltung gen Himmel!

2. Vom Winde geführt tanzten die Blätter rostbraun und gelblich auf backsteinroten Einfahrten hin und her. Noch immer, auch Jahre nachdem es passiert war, konnte ich mich nicht so unbeschwert fühlen wie sie. Dieser Wunschtraum kam immer wieder, doch wusste ich insgeheim, dass das Leben manchmal Kerben schlägt, die ein Leben lang weiter brennen.

3. Ja, ich putze immer noch manuell, von Hand, in kreisenden, sanften, manchmal auch zu festen Bewegungen. Ich liege im Zahnarztsessel, fühle mich wie ein kleiner Junge, weil Rita, die Zahnarztgehilfin, mir wie immer jedes halbe Jahr vorbetet, wie super doch die neuen Ultraschall-Zahnbürsten und Zahnseide aus kontrolliert biologischem Anbau sind. Ich sehe mich schon mit solch einer maschinellen Bürste hantieren, die man dazu noch immer wie ein

Handy – das vergesse ich ja schon fast immer – aufladen muss. Ich sehe meine Hand kreisen, obwohl man das ja nicht zu tun braucht. Ich bin ein Gewohnheitsmensch, das ist mir zu viel Anstrengung

Philipp Schlüter

Die Bayerische Akademie des Schreibens
ist eine Kooperation des Literaturhauses München und der Universitäten Augsburg, Bayreuth, Erlangen, LMU München, Bamberg, TU München und Regensburg. Mit Unterstützung des Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft und Kunst.

Koordination und Kontakte zu den Autor*innen
Dr. Katrin Lange
Literaturhaus München, Salvatorplatz 1, 80333 München
Tel. 089-291934-23; E-Mail. klange@literaturhaus-muenchen.de